Leile

Otto Stoessl

Otto Stoeßl.

Leile.

Leile.

Novelle.

Von

Otto Stoeßl.

Vita Deutsches Verlagshaus Berlin

Der Eigentümer der beiden Häuser Nr. 28 und Nr. 30 auf der Lainzerstraße in Hietzing, deren eines er bald veräußerte, war der Inspektor der Staatsbahnen, Herr Heinrich Dorner, und hatte sie von einem Oheim gerade zur richtigen Zeit geerbt, als seine kleine Frau sich an dem Bahnorte in Oberösterreich, wo sie bisher gewesen waren, schon gar zu unglücklich fühlte. So kam die Erbschaft doppelt angenehm, Heinrich Dorner ließ sich nach Wien versetzen, und das Ehepaar siedelte sich in dem einen Hause an, während das andere an die Baronin Mensdorf abgegeben wurde. Man konnte die Liebesehe der Dorners nicht eine glückliche nennen, trotzdem die beiden Leute einander so entgegengesetzt waren, oder vielleicht eben deshalb. Er war einer von diesen großen, starken Männern, die man sich ihrem Aussehen und Wesen nach immer nur jung vorstellen kann, und denen man nicht einmal die grauen Haare glaubt, wenn sie sie haben. So übermütig und doch fest, so heiter

und doch gelassen war er. Von hohem Wuchs mit einem schönen, blonden Bart, einem festen Gang, sah er einem Jäger gleich, dazu kam der sichere Blick seiner starken, blauen Augen und ein gleichmäßiger Humor. Dieser Riesenmensch hatte sich in ein zartes, feines Geschöpf verliebt, das er in einer Faust hätte bergen können, wie einen Vogel. Sie hatte dunkle, ein wenig verschüchterte Augen, ein schmales, bewegliches Körperchen und einen Mund, in dem schon früh eine Linie der Klage und des Leides lag, was seine Liebe reizte, weil niemand wußte, woher dieser schmerzliche Zug kam und ihre Unruhe und stille Hast. Sie konnte nirgends, an keinem noch so schönen Ort, in keiner noch so glücklichen Stunde verweilen, eine traurige Ungeduld schien mit dem rascheren Blut in ihr zu kreisen und ihre Furcht vor etwas Unbekanntem, Drohendem immer und immer zu wecken. Und eigentlich hatte sie keinen Anlaß zu Furcht oder sich unglücklich zu fühlen, sie liebte ihren Mann, wurde von ihm sehr geliebt, war in angenehmen, bescheidenen Verhältnissen. So wußte ihr Mann sich gar nicht zu erklären, warum sie seinen Küssen plötzlich zitternd sich entwand und stumm mit starren Augen sich wegsetzte, oder warum er sie bei Nacht neben sich oft leise und stundenlang weinen hörte. So stark und lebhaft er war, hütete er sich doch vor ihrer Zartheit und Gebrechlichkeit, ertrug ihre Launen und wußte nur

nie, womit er ihre Angst verschuldet, daß sie neben ihm lebe, wie vor einem schweren, thränenvollen Leid und Abgrund. So kam es, daß er immer aufatmete, wenn er, auf Inspektionsreisen geschickt, die frische, fröhliche Luft des Daseins spüren durfte, und daß er doch sich wieder freute, nach Hause zu kommen, als müsse jetzt endlich alles Ungewisse aus und das Schöne fertig und bestimmt sein.

Als er noch draußen in der Provinz Stationsvorstand gewesen war, hatte er die Angst und Unruhe seiner Frau auf die Abgelegenheit des kleinen Gebirgsortes geschoben, der in nichts ihrer Sehnsucht zu antworten vermochte, obgleich sie doch an den beiden Kindern genug Freude und fröhliche Mühe hätte haben können. Sie hatte zwei Töchter geboren, mit denen sie wenig mehr anzufangen wußte, als für sie zu sorgen, er aber sie sich zum lustigen Spielzeug machte, indem er sich ihnen dazu gab. Die erste, Marianne, war um zwei Jahre älter als Leile, die jüngere. Diese gab sich selbst als Kind den sonderbaren Namen, indem sie Lilly, ihren eigentlichen, also verwandelte. So nannte man sie weiterhin immer Leile. Besonders die Mutter liebte diesen Namen, der in ihrem Munde etwas Weiches, Wollüstigschmerzliches bekam. Als sie endlich nach Wien, oder eigentlich nach Hietzing versetzt wurden, war Marianne, die ältere, etwa 14, Leile 12 Jahre, beide hatten draußen die Schule besucht, die eine,

ältere, die vom Vater das heitere Wesen hatte, mit geringem, Leile mit bedeutendem Eifer, so daß man in Wien die jüngere zur Lehrerin auszubilden dachte. Diese Absicht wurde durch das alte Fräulein verstärkt, das das Erdgeschoß gemietet hatte und schon ihren Neffen Edi zum Lehrer erziehen wollte, worin sie nun auch Leile gern zu übernehmen erklärte.

So begann in dem neuen Haus ein neues Leben. Die Mutter der beiden Mädchen schien in dieser Luft wieder aufzublühen, ihre traurigen Züge bekamen wenigstens in der ersten Zeit einiges Leben, und es schien ihr eine willkommene Beschäftigung, den Garten zu pflegen, das Haus einzurichten, während der Vater sich nun schon gar heiter und stolz als eigener Herr fühlte und nach seinen Reisen sich an lustig prahlerischer Bequemlichkeit gar nicht genug thun konnte. Auch die beiden Mädchen fanden sich, jede nach ihrer Art, gut ab. Die ältere Marianne war wegen ihres Wesens ohnehin gleich in Wien wie zu Hause. Sie war mittelgroß, mit ihren 14 Jahren schon vollkommen erwachsen; wenn sie so durch die Straßen ging, mit ihrem leichten Gang, in ihren hellen Kleidern, mit ihren schwarzen, lustigen Blicken, die Sammetmütze auf dem dunkeln Haar, das ihr in einer dichten Windung auf dem Haupte lag, flog ihr Lächeln dem und jenem jungen Menschen wie eine heiterste Verheißung zu, ihr Mund hatte mit seinen vollen Lippen

und seinen starken, weißen Zähnen etwas Lebenssicheres, man wußte, er werde das Weinen nie lernen können und wollen, und gar ihre Stimme war hell und rasch, ihre Rede bald ganz wienerisch. Die geistige Erziehung war freilich draußen zu Ende gewesen, sie dürfte wohl in ihren Liebesbriefen einige Schreibfehler gemacht haben, aber im Stil war sie darin sicher, und das war ja für sie die Hauptsache.

Leile war so anders und dennoch ihr verwandt, wie nur Geschwister einander nah und zugleich fremd sein können. Auch sie war beweglich, ja noch viel mehr als ihre Schwester, aber sie hatte etwas Feines, Zartes, Zweckloses in ihrer Lebhaftigkeit und zugleich etwas Stilles. Sie war gewiß gescheit, aber nie hörte man ein Wort von ihr, das Altklugheit verraten hätte. Mit ihren zwölf Jahren konnte man sie für acht nehmen, so klein war sie. Ihr Gesicht war schon damals seltsam und reizend, von unregelmäßiger Bildung, mit zwei dunkeln, fragenden, eigentlich traurigen, braunen Augen, die aber um ihre Trauer nicht wußten. Die schwarzen, schweren Haare hingen ihr wegen der Wildheit und steten Bewegung in leichten Locken über Stirn und Hals und Wangen, so daß sie sie immer schnell zurückstrich. Ihr Körperchen war mager, aber sehnig, sie kletterte überall hin, erstieg alles, wurde nie müde, machte alle Spielanstrengungen der wildesten Buben mit, aber alles das ohne

eigentliche Freude. Sie sprach wenig dabei, schien sich bei lebhaftem und bewegtem Treiben am wohlsten zu fühlen, man hörte sie nur selten lachen, und dann war es wie ein kurzer Vogelruf, auch sprach sie wenig, aber aufrichtig und war wieder durch Gutes und Arges leicht bewegt. Kam es zu Balgereien, so schlüpfte sie mit ihrer feinen Sicherheit wie eine kleine Eidechse durch. Ihrem Blick, der oft, aber nur für Augenblicke, dunkel und treu auf den Menschen ruhte, konnte sich niemand entziehen. Wahrscheinlich gewann auch er zumeist ihr diese unabläſſige Zärtlichkeit, deren sie sich bei den verschiedensten Altern erfreute. Sie hatte Freundinnen unter den ganz kleinen Kindern, unter Altersgenossen, unter den Eltern ihrer Gespielen. Und alles dies trotz ihres seltsamen Wesens, das unbedacht dem Augenblick allein folgte, und trotz des Freimutes, mit dem sie ihre Gedanken sagte, Böses und Gutes, als wüßte sie, es sei ja gleich wert, eben weil sie es beides dachte und denken konnte.

So wuchsen die beiden Mädchen heran, die eine in den mädchenhaften Abenteuern und Vergnügungen, die andere trotz aller Beweglichkeit und Lebhaftigkeit ernst. Ihr Hauptverkehr war mit der alten Lehrerin unten und mit deren Neffen Edi, der ins Obergymnasium eingetreten war, als sie ihn kennen lernte. Dort war sie gern in dieser altjüngferlichen Stille, die doch wieder durch

das schüchterne Treiben des Knaben bewegt war ... Und wenn die Lehrerin fort und Edi in der Schule war, fühlte sie sich sogar am wohlsten in der verlassenen Wohnung.

Bei den Dorners zu Hause war alles einfach, hübsch, gewöhnlich. Blanke Vorhänge, gut polierte braune Schränke, bunte ordentlich gemusterte Teppiche, altväterische Blumentische und niedrige, etwas verschossene Fauteuils, also eigentlich nichts, der Sehnsucht und Phantasie Leiles zu dienen, nicht die mindeste überschwengliche Ranke, daran zum blassen Mond emporzuklettern. Höchstens ein paar Eisenbahnkarten des Vaters, die an der Wand hingen und die Gedanken entführen konnten, aber nur durch die österreich-ungarische Monarchie, und Kindergedanken reisen weiter. Unten aber bei dem alten Fräulein Münchreiter war es ganz schön und anders. Erstens war die Wohnung im Erdgeschoß, also ein bißchen düster. Die Zimmer waren zwar nicht finster, aber der Sonnenschein bekam etwas Feierliches, was sich auch für die seltsamen Dinge schickte, auf denen er, wie als Bestätigung ihrer Würde, lag.

Und dann waren ganz wunderbare, alte Schränke, mit geschweiften und würdig verschnörkelten Linien, braun, aber nicht einförmig, sondern jede Wand eingelegt mit den verschiedensten Hölzern, die in feinen, verschlungenen Arabesken ineinander gingen, sich in anmutigen Windungen wieder löſten, in zierlichen, aus-

rankenden Linien die Fächer umschrieben oder die Laden. Sie hatte auch schon gesehen, wie sie geöffnet sich ausnahmen, diese Kästen, das war auch wunderbar. Vor allem der Duft, der ihnen entstieg. Ein köstlicher, ein bißchen scharfer Duft, aber doch einschmeichelnd, wie starke Blumen, die man gepreßt hat, oder wie das junge Heu. Und dann die Lädchen und Abteilungen! Und jedes Fach hatte seinen Griff aus goldenem Messing, und jeder Griff war wieder mit festen, messingenen Löwenklauen ans Holz gezwängt . . . Ja! Und dann waren in den Zimmern alte Bilder! In Medaillons lauter Leute, die vor vielen Jahren einmal jung gewesen waren, die man sich also wunderbar vorstellen konnte. Auf Porzellan gemalt, einige auch Silhouetten. Die ältesten hatten gar noch Perücken auf, dann waren Mädchen mit hochgegürteten, weißen, wie zarten Kleidern, der Hals frei, daß man jeden lieben Bug sah und die sanften Schultern. Sie hatten alle so gute, leere, dunkle Augen, und so sorgsame Lockengebäude. Dann war ein großer, offener Bücherschrank im Zimmer, dann war ein großes Klavier da; das Fräulein Münchreiter spielte nämlich sehr schön. Und auf dem Flügel stand das Wunderbarste. Das Erzbild eines Mannes. Er saß da mit einem finstern und doch furchtbar schönen Gesicht, das er gesenkt hielt, wie nachdenkend; auch der Rücken war ein wenig gebeugt, und die Arme ruhten im Schoß

verschränkt. So saß er still und doch bewegt. Erst später wußte sie, es war Beethoven, aber da war er lange nicht mehr so großartig für sie, als damals, wo sie nur mit dunkelm Schauer auf ihn hinsah, auf dieses wilde Haupt, das in der Einsamkeit seiner Gedanken schweigt und starrt ...

So schlich sie sich oft in das Zimmer und legte sich ganz breit und behaglich wie eine Katze in das Ledersofa und träumte herum, ihre Gedanken flogen hierhin und dorthin, schauerten, daß sie am ganzen Körper fröstelte, oder dachten sich etwas Wunderbares aus, was sie so innig lächeln machte, daß sie es durch alle Glieder spürte. Sie lag in ihrem ein bißchen arg mitgenommenen Schulkleid, die Beine auf das Sofa gestützt, die Kniee hinaufgezogen — das konnte sie nur hier — und sann ... Über den Mann am Klavier, über seine thatlosen Arme ... über sein traurig erhabenes Gesicht. Oder über das alte Fräulein Münchreiter. Dann sprang sie wieder auf, nahm die Bildchen von den Wänden, sah sich die Bücher an, faßte dann aus irgend einer Ecke eines heraus, sprang dann mit einem Riesensatz auf das Sofa zurück, zugleich mit ihrem kurzen Lachen, und wickelte sich ordentlich in sich selbst ein, so kauerte sie sich zusammen, und las. Ja, was hatte denn das Fräulein Münchreiter für Bücher? Alle üblichen und ein paar besondere, die Klassiker,

die Romantiker, dann die Engländer, den ganzen Bulwer und Walter Scott und diese Sachen alle. Aber es ist ja so gleichgiltig, was ein Kind liest, es liest aus allem die wunderbare Schönheit einer Welt voll Ahnung, ohne die schmerzlichen Gewißheiten. Es liest nicht die Zeit und nicht den Sinn, es ist ihm nicht, als bewegten sich die Menschen, von denen es hört, die Dinge, von denen es erfährt, im engen Raum, vielmehr scheint alles zu wachsen, die Schatten scheinen durch dunkle Ahnungen erhabener, das Licht durch goldene freudiger.

Leile las alles. Und es war ihr so gleich, was sie las. Aber sie spürte das Glück eines sehnsüchtigen, tiefen Atems bei diesen Büchern, die nicht von einer Welt, nein, von Welten zu reden schienen. Da waren die Tropen, sie stand unter den Dschungeln und sah das weithin leuchtende Land, sie spürte die heiße Stille, und sie war die Liane, die sich zu den schönsten Bäumen schwang, sie war die Königstochter in Ägypten, die den geschicktesten Dieb heiratete. Sie war die Helena in dem griechischen Märchen, die mit ihrem wehenden, faltenreichen Gewande zu den Mauern Trojas trat, unter die alten Leute, die oben berieten und, als sie sie sahen, zu flüstern anfingen vor Bewunderung. Sie war jede Blume, die schön war, jeder Vers, der sie schauern machte, sie war Wort und Sinn dessen, was sie las. Und was waren ihr die

Bücher, die Worte, die Bilder, die Menschen, die Gedanken! ... Die paar starren Begriffe entnahm sie und schuf damit eine neue Welt. Baute und verwarf, baute und verwarf wieder. Lebte, atmete in gottähnlichem Gefühl auf einer Welt, die nicht die Welt war, ging auf einer Erde, die nicht irdisch, lebte Schicksale, die Märchen waren, und verachtete die Wirklichkeit, wie einen Traum. Die Leile brauchte einen Zweig und hatte einen Urwald, ein Wort und hatte Lieder von unsäglicher Schönheit, und dann reckte sie sich plötzlich mit einem Spott über sich selbst und sah fremd die fremde Vertrautheit des Zimmers an, den finsteren Hausgott aus Erz, die geradlinigen Miniaturen, die verschnörkelten Schränke. Dann that sie etwas Nützliches, sie aß zum Beispiel einen Apfel. Oder sie sprang durch das Fenster in den Garten, kletterte auf den Lindenbaum und atmete vergnügt den guten Duft und wiegte sich wolkennah in ihrem rauschenden Ort und lachte, wenn sich die Leute auf der niedern Erde über die Leile ärgerten. Sonst aber hatte sie nur in sich, in ihrem inneren Wesen, nicht im äußeren Gehaben das Wunderliche, so daß man sie unbehelligt und dem Seltsamen in ihr alle Zeit ließ, seine verrückten Blüten zu treiben. Sie war beweglich und geschickt, wie die Buben, kletterte und balgte sich mit ihnen, war aber recht still dabei, so daß ihr Treiben

niemand auffiel. Sie war wie eines jener verzauberten Märchenwunder, das nur so lange dauern soll, als kein irdisches Wort es zu den Wirklichkeiten stößt. Und sieht man recht, so war sie ein Kind, wie alle andern, denn allen Kindern ist die Welt ein Wunder, das Wunder die Welt, und alle leben in einem herrlichen Land, wo jedes Wort und Zeichen blühend wird und goldene Früchte trägt, und alle kleinsten Spiele erhabene Zeichen sind. Die andern aber, die das Märchen vergessen haben, weil die Welt irgend einmal sie zu der Wirklichkeit verstoßen, glauben, es seien eben nur Kinder. Also war ja vielleicht Leile nichts besonderes, als ein allein gelassenes, traumvergessenes, kleines Mädchen, aber sie lebte eben noch im Märchen. Und dann war sie doch nicht mehr jung genug, die Wirklichkeit ganz zu vergessen, nicht alt genug, sie ganz zu verachten, nicht gescheit genug, sie da hinzunehmen, dort abzuwehren, sondern die Welt stieß eben oft genug unsanft und hart in ihre schönsten Träume. Und immer mußte sie ihre Bilder und Vorstellungen mit dem Gegebenen messen, und da sie ja auch das Leben in Hietzing ganz lieb hatte, das Pflücken der Rosen im Garten und eine Jause in der Einsiedelei mit dem weiten Blick über Wien, oder die glatten Hecken von Schönbrunn mit den weißen Statuen, oder eine schöne Birne oder volle Traube, so war sie immer sehr mühevoll

beschäftigt, ihre zwei verschiedenen Sphären hübsch zu binden. Aber das gelang eben nicht gut. Irgend etwas fehlte immer und ging nicht in Erfüllung, was notwendig gewesen wäre. Sie war ja schon gescheit genug, vom Leben keine Wunder zu verlangen. Sie wollte ja zum Beispiel gewiß nicht, daß alle ihre Wünsche in Erfüllung gingen, oder daß sie auf einmal fliegen könne, oder daß sie auf einmal ganz erwachsen und schön sei. So dumm war sie ja gewiß nicht. Aber sie wollte doch, daß wenigstens jeder Mensch so sei, wie es sich für ihn schicke, das thäte, was man sich von ihm ausdenke und erwarte; daß aber nie etwas so eintraf und war, wie es am schönsten und vollkommensten gewesen wäre, das betrübte sie schmerzlich, und darein konnte sie sich nie finden. Daß sie oft, wenn sie in ihr Zimmer ging, wünschte, der Mond möchte schon hereinscheinen und alles silbern machen, und dann kam er eine Stunde später, wenn sie schon schlief, oder sie merkte einen Riß im Kleid und sah nur weg und wünschte ihn weg und wollte überhaupt nichts davon wissen, und dann mußte sie immer gerade daran denken, oder sie wünschte, das Buch möchte sich gerade dort aufschlagen, wo sie gestern aufgehört hatte, und dann schlug sie es ganz wo anders auf, oder sie wünschte sich etwas, ein neues Sommerkleid, ganz blau gestreift, und dann bekam sie eines mit schönen

Blumen, hatte keine Freude und hieß noch undankbar, lauter ärgerliche Kleinigkeiten, die man doch billigerweise hätte verlangen dürfen, — dies alles trübte ihre Freude und kränkte sie und war unangenehm. Oder wenn sie mit Freuden etwas thun wollte, andere zu erfreuen, und man sah es dann gar nicht oder achtete nicht darauf. Alles das war sehr traurig und schwer, daß es sie mit großem, wahrhaftem Kummer erfüllte, und daß man wieder ihr Leid unterschätzte, ihre Freude nicht begriff, als ob nur das Leid, die Freude groß sein könnten, die die Großen erleben, und nicht einem Kind der Untergang eines Kreisels unendlich Trauriges bedeuten könne. Und um alles das wußte niemand. Hundert schöne Gedanken hatte sie und reichte sie hundertmal den Leuten entgegen, und niemand nahm sie von ihr, wie sie oft einen großen Strauß Waldblumen brachte, die wirr durcheinander lachten und blühten, und die Mutter einfach sagte: „Wirf sie weg." Das war etwas sehr Trauriges. So lebte also die kleine Leile tapfer für sich, spann ihre Träume, aß ihre guten Früchte und dachte ihre süßen Gedanken und war ein Kind wie eben andere.

Das Fräulein Münchreiter war ihr besonders zugethan und erzog sie eigentlich zusammen mit ihrem Neffen. Diese ältere Lehrerin hatte eben um dieses Knaben willen nicht geheiratet, dem beide Eltern, — die Schwester des Fräuleins

war seine Mutter — in einem Jahre wegstarben, so daß sie ihn zu sich nahm und unter Sorge und Liebe aufzog, weit mehr besorgt um ihn und ihn weit mehr verzärtelnd, als Mutter und Vater es gethan hätten, weil sie ja doch immer ihn als ein Fremdes fühlte, dem sie viel mehr geben müsse, als Vater und Mutter, um ihm nur annähernd das zu bedeuten, was Vater oder Mutter von selbst, bloß durch die Verwandtschaft des Blutes, ihrem Kinde sind. Und als altes Fräulein pflegte sie ihn, ihre Ungeschicklichkeit durch ängstlichste Sorgfalt mildernd sie schmückte ihn und kleidete ihn, lernte mit ihm und war stolz auf sein schönes, blond gescheiteltes Haar, wie wenn sie daran schuld gewesen wäre, daß der junge Bursche auf der Welt und von so blasser, zarter Schönheit sei. Dieser Edi war Leiles bester Freund, und sie saßen Abend für Abend bei dem Fräulein Münchreiter unten und plauderten, oder lernten mit ihr oder lasen zusammen laut oder leise. Oder das alte Fräulein setzte sich ans Klavier und spielte. Dies aber war besonders schön. Der Edi verstand freilich nichts davon, weil er gar kein ordentliches musikalisches Gehör hatte, aber Leile sprach ordentlich mit den Tönen, die ihr vieles bedeuteten, wovon sie freilich nicht Gestalt noch Namen und Sinn wußte. Und das alte Fräulein selbst sah so sonderbar aus, wenn sie spielte. So zwischen Weinen und Lachen, wenn man sie

ansah. Sie war klein, mit einem gescheiten, aber über und über sommersprossigen Gesicht und einem breiten Mund, der während des Spiels ein schmerzliches Lächeln hatte, als sei er den Tönen nicht böse, daß sie ihr eine schwere Wahrheit sagten. Sie neigte und beugte sich überaus komisch beim Spiel, schien auf jeden Ton zu horchen, der in den goldenen Abend seine Stimme hinaussang. Sie spielte Beethoven, die Werke ihres Hausgottes, und Schumann und das Meistersinger-Vorspiel und Brahms ... Sie spielte wunderschön. Ja, es war so, wie ein Kind oft Verse wunderbar aufsagt, die es doch gar nicht verstehen kann. So spielte sie ... Sonst aber lernte sie ordentlich und streng mit Leile und Edi.

Und diese Freundschaft machte Leile immer stiller, denn Edi war recht zart und schweigsam; freilich hatte er in seinem Lächeln etwas sehr Offenes, Furchtloses, Ergebenes, aber er wußte nicht allzuviel zu sprechen und war zu Sprüngen und Unthaten nicht besonders aufgelegt. Er war recht furchtsam, scheu, nicht feige, aber als ob er sich in all dem Treiben fremd und verlassen vorkäme. Er fürchtete seine Lehrer wie Dämonen, trotzdem er ein guter Schüler war. Nur mit Leile konnte er lustig und vergnügt sein, ihr kurzes Lachen lockte seine Freude hervor, wie einen Furchtsamen aus dem Dunkel ... Und dann konnte er ungeheuer komische Dinge er-

zählen, über die dann beide tagelang zu lachen hatten.

So waren die Kinder ein paar Jahre beisammen gewesen. Leile war fünfzehn Jahre geworden und Edi sechzehn.

* * *

„Leile, spürst du den Frühling?"

„Er macht mich so müd'."

„Ja, nicht wahr, er ist wie ein Wein ... Leile, ist es nicht sonderbar, daß die Welt eine so kurze Frühlingszeit hat? Und unter den Blüten möchte man doch glauben, die Welt ist nur da wegen des Frühlings und das ganze lange Jahr ein Umweg zum Mai."

„Nein, Edi, auch das Schlittschuhlaufen ist schön, und Äpfel eß' ich auch gern."

„Ja, Leile, ich glaub's ja, daß der Umweg schöne Stellen hat. Aber wenn ein Ding irgendwann am schönsten ist, ist's doch die Blüte, und dazu ist es auf der Welt." ...

Leile saß auf dem Tisch der Laube und baumelte mit den Füßen. Sie hatte ein blaues Sommerkleid, den Hals frei, daß ihr Kopf ordentlich hervorblühte. Sie lächelte ein bißchen nachlässig, und ihre schwarzen Locken, die in einen Knoten im Nacken zusammengebunden waren, flüchteten ein bißchen aus den Fesseln, und diese kleinen Ringel hingen in die Stirn, kräuselten sich um das ganze Haupt, um den Hals und

zuckten wie kleine Schlangen, wenn Leile sie zurückstrich.

Edi saß schön brav auf der Gartenbank und sprach zu ihr empor.

„Du, Edi, was du da von dem Frühling redest, ist wie ein Schulaufsatz. Das hättest du mir aber gleich sagen sollen und ihn mir nicht unvorbereitet versetzen. Ja, daher wird das schon kommen. Du bist sehr fleißig. Weißt du, es ist ja jetzt wirklich sehr schön, das ist ja wahr ... Aber möchtest du denn ewig der Edi bleiben? Ich möchte mich schön bedanken, wenn ich immer die Leile bliebe. Ich glaub', der Mai möchte auch Birnen essen. Und so weiter ... Und immer dasselbe ... Das wäre langweilig. Es ist doch schöner, daß es immer anders wird. Dann wäre ja die Welt nicht die Welt ..."

„Leile, mir scheint, an dir ist so was wie ein Held verloren gegangen."

„Edi, mir scheint, an dir ist so was wie ein Fräulein verfehlt ... Was, du möchtest halt immer im Gymnasium bleiben, Edi?"

„Weißt du, Leile, schließlich ist das Gymnasium gerade doch nicht untrennbar mit dem Begriff des Frühlings verbunden."

„Aber es ist heute doch schön ... Überhaupt, es ist schön. Du hast recht. Wenn man nur ganz tief atmen könnt'. Mir kommt's im Frühling immer vor, als könnte man nicht ganz einatmen ..."

„Überhaupt nichts Gutes, nichts Schönes kann man ganz einatmen, ganz genießen, ganz haben. Immer muß man weggehen vom Fest, wenn's am allerschönsten ist . . .“

„Und wenn man das nicht will und thut, kriegt man einen verdorbenen Magen.“

„Leile, du bist poetisch.“

Leile fuhr darauf dem Edi durch das blonde Haar, das sie ihm in einige Unordnung brachte, dann sprang sie in einer wilden Laune vom Tisch herunter und stellte sich vor Edi auf. Nahm ihn mit ihren Armen an beiden Schultern. Schüttelte ihn. Er sah sie etwas ratlos an. Was sie wollte — —

„Du weißt überhaupt gar nichts . . . Poetisch redet man nicht, das ist man. Verstehst du. Und du hast auch gar keine Ahnung vom Frühling, weil du so viel davon redest, armer Kerl! Du bist nicht wild, du bist nicht toll, du sehnst dich nicht, du raufst dich nicht, kein Feuer ist in dir angezündet! . . . Du bist ein blasser Bub! . . .“

Da war es aber schon nicht mehr wahr, denn dem Edi stieg es blutrot ins Gesicht.

Leile aber stand vor ihm, wie ein kleiner Vogel, der irgend einem großen Kerl etwas vortrotzt. So stand sie vorgebeugt und zwitscherte ihm zu, lachte, war böse zugleich.

Und auf einmal näherte sie ihm ganz ihren dunkeln Kopf und drückte, mehr ärgerlich, als

zärtlich, ihre Lippen auf seinen Mund ... lachte kurz — — und war weg ...

„Leile, Leile!"

Nun wußte er entschieden mehr vom Frühling, nun war er wild, so gut er es bei seinem Wesen sein konnte, und auch ein Feuer war in ihm angezündet ... Über sich war er zornig und ärgerlich. Und über Leile. Die hätte das eigentlich ihm früher sagen können. Er spürte wirklich schon gar nichts mehr vom Kuß ... Er mußte nur daran denken ... Sie hatte ihn nicht einmal umarmt. Nur so einen Kuß gegeben, wie man einem zeigt: ich hab' etwas! Etwas Schönes! Und dann ist sie weg.

Leile aber lachte und wollte weinen, war in ihrem Zimmer und zitterte. Ja, was war ihr denn eingefallen? Was wollte sie denn eigentlich? Was war denn mit ihr gewesen und geschehen! Übrigens, den Edi konnte sie doch küssen. Den Buben! Und doch war er jetzt ein anderer, und sie war anders. Und daran war sie selber schuld. Sie war über eine Grenze hinübergesprungen, in ein neues Land. Alles war anders. Nun war es garnicht mehr der Edi. Und sie konnte ja mit ihm garnicht mehr reden. Ihre Lippen brennen. Ein Feuer ist angezündet. Auf einmal wußte sie nicht, was mit ihr sei, was sie wollte, was ihre Hände wollten, ihre Augen, ihre Lippen, wozu das alles sei. Was war Traum, Lüge, was

Wahrheit? Was war gut, was schlimm? Es war sehr trostlos und zum Weinen. Als hätte sie sich plötzlich auf den Kopf gestellt und alle Dinge seien verkehrt, aber auch alle Begriffe ... So saß sie an ihrem Fenster, das auf die Villenstraße hinausging, sie saß bei ihrem Tisch, stützte die Wangen auf ihre Hände und blickte vor sich hin, ohne zu sehen, und weinte leise. Dann aber empfand sie wieder unter ihren strömenden Thränen einen großen Stolz. „Ich liebe schon. Ich bin erst sechzehn Jahre alt, und doch liebe ich schon. Ich habe schon geküßt. Ich habe schon geküßt. Und ich liebe.“ — Aber eigentlich hatte sie sich das doch anders vorgestellt, und so schämte sie sich wieder.

Ganz war ihre Seele dahin gerichtet, als ob Welt und Leben zu nichts bestimmt wären und zu nichts geschaffen, zu nichts Sinn und Lockung hätten, als in der Liebe, wie ein Falter glauben mag, der Zweck der guten Erde sei es, für ihn die schönsten Blumen zu erzeugen mit den süßesten Kelchen. Aber sie empfand eine große Angst in ihrem Herzen, weil sie wußte, ein neues Leben begonnen zu haben, sie war stolz auf ihre Kühnheit und wieder voll Furcht. Sie weinte und war von innigem Lächeln erfüllt, sie schwieg und war voll Gesang. Gute Thränen führten ihre Kindheit langsam von ihr weg, so glaubte sie, und doch war sie bestimmt, immer dieses rasche Kind zu bleiben. Später sollte sie dies erst

sehen, daß sie der rauschende Wind ihrer Sehnsucht fort und fortgeweht wie einen Falter, wie es ihr schien, zu immer neuen Ländern und Strichen, aber in Wahrheit sie immer und immer im Kreis um sich selbst herumgetragen habe, nicht um die Wechsel und Schönheiten des Lebens selbst, das sie als ein Finsteres, Unbewegtes und Fremdes mit Schauer erkennen sollte.

So saß sie und weinte bis spät gegen Abend, dann aber litt es sie nicht länger in der Einsamkeit ihres Zimmers, und sie ging in das ihrer Mutter. Diese war schon zu Bett gegangen, sie liebte es, früh sich niederzulegen und mit offenen Augen dazuliegen, ihren Gedanken nachhängend. Leile liebte ihre Mutter, trotzdem diese sich wenig um sie bekümmerte, oder vielleicht eben deshalb und wohl auch aus Mitleid mit dieser grundlosen Trauer und Ungeduld, welche der Mutter eigen waren.

Sie fand sie in Gedanken, ja, die Mutter bemerkte erst garnicht, daß Leile gekommen war.

„Was willst du denn?“

So direkt befragt, wußte sich die Kleine nun schon gar nicht zu helfen. Was wollte sie? Ja, was wollte sie denn eigentlich mit allem? Was wollte sie, was wollte man mit ihr, was bedeutete all das Sinnlose? ... Sie fing zu weinen an.

„Ja, was hast du denn, was weinst du, ja was ist dir denn geschehen, was hast du

nur gethan? Hast du was angestellt? Hast du dir weh gethan? Es ist dir doch nichts geschehen ...“

Sie weinte immerzu und war sehr rot ...

„Du, Mama, ich habe den Edi geküßt ...“

Die Mutter lachte erst. „Ja, wie ist dir denn das eingefallen?“ Das wußte Leile freilich nicht. Sie wußte nur, daß sie weinen mußte. Dann hieß es: „Ja, aber Kind, was machst du für Unsinn. Und du hast ihn zuerst geküßt? Er hat es nicht einmal verlangt? Und jetzt wein' nicht! Du bist ein Tschaperl! Was hast du denn für Einfälle!“ Und dann küßte sie schließlich die Bebende, der ein starkes Schluchzen unabläſſig durch den Körper zuckte.

Hätte Leile sich auch ein wenig um die Mutter bekümmert — wenn Kinder dies nur im Drang der eigenen Schmerzen thun könnten — so hätte sie ein seltsames, schmerzliches, und wieder befriedigtes Lächeln gesehen, und wie das bewegliche, früh gealterte Gesicht der Mutter einen Zug von kindlicher Neugierde und ein junges Erröten bekam. Sie sah aber dies alles nicht und spürte nur, wie die Mutter langsam, begütigend und tadelnd zugleich über den Kopf und die wilden Haare strich.

„Du Kind.“

Ja. Und Leile glaubte und war stolz, die Kindheit verlassen zu haben.

* * *

Durch die seltsame Laune der Leile und durch ihren einzigen, wunderlichen Kuß war völlig unbewußt das Wesen und Benehmen des ganzen Hauses geändert worden. So war dies blitzschnelle Geschehen dem plötzlichen Zucken vergleichbar, welches die getrennten Atome zum harten und unabänderlichen Krystall zwingt, wie es die alten Naturforscher zu erklären pflegen. Die Leute, die bisher ganz ruhig und ohne jegliches Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit im selben Hause gelebt hatten, eigentlich recht unbekümmert um einander, während sie doch in einem ganz vertrauten Umgange standen, beobachteten nun einander, waren vorsichtig, still, von gemessener Freundlichkeit. Eigentlich gilt dies mehr vom alten Fräulein Münchreiter, welches mit so vielen Frauen dieses Ahnungsvolle, Eindringende des Geistes teilte, namentlich in der Witterung eines Unheils oder einer Gefahr, die ihr oder Nahestehenden droht. Leile kam, ohne daß ihr die Mutter es nahe gelegt hätte, nun nicht mehr des Abends in die Wohnung Edis und seiner Tante und vermied es auch, im Garten oder sonst wo ihm zu begegnen, dem sie doch eigentlich ein Recht gegeben hatte auf ihren Mund, auf ihre

Worte, auf ihr Wesen. Geschah es aber, was ja unvermeidlich und häufig sein mußte, daß sie ihn in ihrem kleinen, schmalen Garten traf, so huschte sie rasch an ihm vorbei, wich ihm geschickt aus und wäre lieber in den schönen Rasen getreten, als daß sie auch nur dem Saum ihres Gewandes gestattet hätte, ihn zu berühren. Ebenso wichen ihm ihre dunkeln Blicke aus. Gleicherweise fühlte sich Edi wunderbar gedrückt, herrlich entmutigt und köstlich geschwächt durch dieses Geheimnis, von dem er wußte, daß sich das Wunder nicht mehr erneuern müsse, noch werde. Vielmehr hätte ihn ein anderes Betragen Leiles sogar geschmerzt, wenn sie diesem wunderbaren Traum, der so rasch erlebt war wie ein huschender Wunsch, durch ihr nachheriges Benehmen eine wesenhafte Wirklichkeit gegeben hätte. Was dem einen Wunderbaren, Märchenhaften gefolgt wäre, gewiß dachte er es sich schön, angenehm und voll Freude, aber es konnte jener erhabenen Sehnsucht nicht gleichkommen, die einmal hell und bewußt, nun nicht einer irdischen Erfüllung, sondern der Erinnerung jenes Augenblicks nachhing, der Gewährung und Verheißung zugleich, in einer süßen, geringen Gabe eine Lebensahnung schenkte. Gerade diese Bescheidenheit und Furcht der beiden Kinder erregte aber die Aufmerksamkeit und Beobachtung der Leute, statt deren Beruhigung. Leiles Mutter ging jetzt gern mit ihrer jüngern Tochter,

während sie sich um die ältere wenig bekümmerte, trotzdem diese ihres leichtfertigen Sinnes und Benehmens halber einer solchen Aufsicht eher bedurft hätte. Die Mutter sprach zwar wenig mit Leile, wußte auch wenig Gemeinsames zu berühren, höchstens das Bleichen der Wäsche, oder das Einmachen der Früchte, oder das Ordnen der Wohnung, aber sie gab ihre Liebe und Teilnahme eher als früher zu erkennen, als wollte sie eben dadurch, daß ihre schmalen, faltigen, abgearbeiteten Hände Leiles Haupt streichelten, oder durch ein stilles Lächeln ihrem Kind bedeuten, daß sie es schon verstehe, und eben dadurch es schützen. Zugleich zeigte dies vorsichtige, teilnehmende, besorgt wehrende Benehmen, daß sie nun auch ihre jüngere Tochter nicht mehr als Kind betrachte und in ihrem Geiste sie sich selber gleichstelle; Leile sei von jenem thörichten Kuß an ihr gleich geworden und bedeute nun, was sie in jener früheren Zeit bedeutet hatte: ein atmendes, schönes Stück irdischer Verheißung, selbst voll Wunsch nach Erfüllung, voll Hoffnung und Lebenssehnsucht. Zugleich freute sich die Mutter, sich zum erstenmale in ihrem Kinde zu finden, ja in dessen klarem, unverstelltem Wesen sich zu spiegeln, und zugleich war ihr um das Schicksal der Kleinen bang, die nun aus der gefahrlosen Kindheit in jene Welt gedrängt war, vor der sie als Mutter sowohl Schauer als schmerzliche Lust empfand.

Sie hätte über Leiles Haupt beide Hände zum Schutz halten mögen und wieder zugleich alle schönen Leidenschaften und Wogen der Gefühle ihrem Kinde wünschen, die sie selbst so schmerzlich ersehnt, geahnt, nie gekannt hatte.

Anders verhielt sich das alte Fräulein. Sie war auf Leile eifersüchtig, die ihr ihren Edi nahm. Als dessen Eltern gestorben waren, blieb das Kind die ersten fünf Jahre seines Lebens auf dem Land in Kost, wo das Fräulein nur hin und wieder die Leute aufsuchte, die es in Pflege hatten. Als der Knabe aber ins Schulalter gekommen war, waren Zeit und Pflicht da, ihn zu sich zu nehmen, zu pflegen, zu erziehen und sein Leben in die Hand zu nehmen. Sie war damals in der Mitte der dreißiger Jahre und bürdete sich viel Mühen und ungewohnte Beschwerden mit der Erziehung des Knaben auf. Und von dem Tage an, da sie Edi zu sich nahm, hatte sie sich selbst aufgegeben, soweit dies jemand vermag, nicht ohne daß sie gerade durch ihre That sich selbst wieder erhob, ihrem Leben Sinn und Bedeutung gab, sich eine Richtung setzte und so wieder sich selbst stärkte, daß sie eine Herrschaft ausüben durfte und allmählich sich an Rechte gewöhnte, die von der Natur ihr vorenthalten, durch das Leben geschenkt wurden. Sie lernte mit dem Knaben. Sie brachte den zarten und schwächlichen durch vielerlei gefährliche Krankheiten, die sein Leben

ein paarmal in Frage stellten. Sie pflegte ihn und freute sich, wie er ihrer verstorbenen Schwester glich. Als er ins Gymnasium kam, hatte ihre Herrschaft den ersten Stoß zu bestehen, denn nichts entfremdet die Menschen so sehr, als Unterschiede des Wissens, die sofort Verschiedenheiten der Gesinnung hervorbringen. Da setzte sie sich denn gleich mit ihm hin und lernte lateinische Vokabeln neben, mit, vor ihm, ja sie wurde ihm bald überlegen, deklinierte und konjugierte mit ihm und war auch noch hier seine Lehrerin; sogar mit dem Griechischen that sie es so, und in dieser Herrschaft über sein Leben und seine Seele wurde sie auch durch Edis sanftes, hilfebedürftiges Wesen unterstützt, der von selbst aus Dankbarkeit und innerem Trieb kein Geheimnis vor ihr hatte, ihr jede schlechte Note erzählte und jedes rauhe Wort der Professoren mit ihr noch einmal durchlitt. Und als er aufs Obergymnasium kam, ließ sie ihn nicht allein die gefährlichen Irrfahrten des Odysseus mitmachen und die Bewunderung der Helena. Sie las sich durch die schönen, rollenden Hexameter tapfer durch, die sie wie eine stetige Flut über das griechische Meer trugen, sogar zu der Zauberinsel der Kalypso und den Verführungen der Kirke.

Nun aber fühlte sie zum erstenmal etwas Fremdes, Neues, Unbekanntes zwischen sich und ihm. Ihre Herrschaft, alle gegenseitige

Offenheit, ja Liebe schien in Gefahr. Ihre Eifersucht war wach. Dieses alte Fräulein war dem Edi mehr als eine Mutter, er ihr mehr als ein Sohn. Nun war er herangewachsen, schön, blaß, von vornehmer Stille, ruhigen, freundlichen Wesens, dabei vertraulich, unschuldig wie ein Kind. Und sie liebte ihn mit den mütterlichen Gefühlen, die ihr vom Leben geschenkt worden, und zugleich mit einer unbewußten, keuschen Zärtlichkeit. So ahnte sie gleich alles aus Edis verändertem Wesen, aus seiner häufigeren, glühenden Heiterkeit, wieder aus seiner nachdenklichen und freundlichen Stille, wie er die geringsten Ursachen für seine anmutige Laune angab und doch darüber errötete. Aber sie hütete sich wohl, auch nur ein Wort zu sagen. Aber auch ihr Schweigen war schlimm, denn es erweckte in Edi Befürchtungen. Ihre Eifersucht äußerte sich indessen in verstecktem Seufzen und ungewohnter Schweigsamkeit. Unter allem ebenso stillen, wie schweren Kampf litt Edi sehr, besonders unter diesem Nebeneinandervorbeisprechen, unter den Blicken, die mehr als Worte klagten, unter den Worten, die scheinbar absichtslos viel bedeuteten, unter den Seufzern, die ungerechte Anklagen waren, denn er war sich keiner Undankbarkeit oder geringern Liebe gegen die Tante bewußt. So lagen alle Beteiligten in einem umso schlimmeren Kampfe, als er ganz still, aber unter tiefen Gefühlen und

Schmerzen gekämpft wurde. Leile und Edi indes gingen, jedes einsam unter der Last ihres Geheimnisses glücklich gebeugt, und alles andere schien ihnen verächtlich, ja das Geheimnis an sich wollte ihnen alles bedeuten und sie weiter wenig begehren lassen, weil sie sich absichtlich auswichen, sich anzublicken vermieden, wenn sie sich trafen; nur zu lächeln sich trauten, wenn sie allein waren. So grüßten eigentlich beide immer nur das Traumbild des Geliebten mit den schönsten, ungesagten Worten und liebten die Erinnerung und Hoffnung, die rosenschimmernden Fernen mit der reinsten Zärtlichkeit. Sie suchten einander, wenn sie glaubten, der andere ahne nichts, und waren beschämt, wenn sie sich glücklich geirrt. Sie wußten sich in ihren Gedanken nah und fürchteten sich vor einer Wirklichkeit, die nie den Wünschen gleicht. Das Wunderbare aber lag in ihnen, wie es immer die Menschen sind, die ihre Wunder erschaffen und lösen. Beide waren so glücklich, weil sie nur in ihren Träumen einander an den Händen hielten und sich selig zulächelten, weil sie einander die süßesten Worte gaben und die unerhörteste Schönheit nur in Gedanken andichteten und nicht vom Leben enttäuscht wurden, dessen derberes Wirklichkeitsglück sie zu ertragen vielleicht zu schwach gewesen wären, indes ihre Seelen, wie die schlanksten Säulen, einen ganzen Wunderbau von Träumen sicher und herrlich trugen, ihre Seelen, die

unter des Lebens geringster Last hingebrochen wären . . .

Bald machte der Sommer diesen Träumen ein Ende. Edi ging mit seiner Tante nach Steiermark, und Leile bereitete sich zur Aufnahmeprüfung in die Lehrerinnenbildungsanstalt vor, wobei sie über den schwierigen Aufgaben ihre vergangenen Tage vergaß, aber doch immer durch ein gleiches Glücksgefühl froh gehalten wurde, das sie im Leben gehen ließ, als schwebe sie unter einem Himmel von Heiterkeit und einer Sonne, die das Geringste mit Glanz erhob. Was sie thun und treiben mochte, bekam in ihren Augen eine höhere Bedeutung, und es war ihr, als würde ihr Zimmer, oder ihre Schulhefte oder der Morgen, wenn sie sich nach gutem Schlaf erhob, oder der Abend, wenn sie sich niederlegte, und alles, was sie trieb und that, ein Klang von sanftem Glück, das tönend in der Luft zu schweben und zu atmen schien, und das ihr ins Auge fiel, wohin sie sah, das sie einatmete, wo sie war, das sie leicht und heiter machte, wo sie ging, so daß sie keine Mühe, keine Sorge kannte, die sie nicht fröhlich gestimmt hätte. Dazu hatte sie eine rasche Auffassung, ordentliches Gedächtnis, eine angenehme Stimme und verstand sich gut auszudrücken; so schien ihr alles Lernen ein Spiel und Vergnügen.

Sie bestand ihre Prüfung sehr gut. Edi sollte im selben Jahre die Matura machen. So

hatten beide zu viel zu arbeiten, als daß sie mehr und eifriger miteinander hätten verkehren können. Sie ließen es sich genügen, an einander zu denken, was ihrer Sehnsucht Glückes genug war. Begegneten sie einander in Flur oder Garten, so senkten sie errötend die Köpfe und lächelten leise, sprachen wohl auch ein paar Worte miteinander, dabei erschienen ihre Stimmen ihnen ganz fremd, tonlos, und was, sie sagten so seltsam, weil sie in ihrer Ferne und in ihren Herzen anders zu einander sprachen. Auch stellten sie sich eins das andere ganz anders vor, wenn sie allein waren.

Traf er sie aber, so trug sie irgend ein dunkles Kleid, einen beliebigen Hut und ging ganz und gar nicht feierlich vorüber, sondern huschte an ihm vorbei, so daß er kaum wußte, ob sie ihn so versteckt angeblickt, ob nicht, und immer wieder nur zu thun bekam, seine Vorstellung mit der eben vorübergeeilten Wirklichkeit zu vergleichen. Kaum war der Tag um, der sie ihm zeigte, als er ihn schon wieder für seine Sehnsucht verwendete als glückliche Vergangenheit.

So ähnlich ging es wohl auch der Leile, die sich aber ein wenig ärgerte, daß Edi ihr gar so ängstlich auswich, als hätte sie ihm was gethan. Nur, als sie ihn nach seiner Rückkunft zum erstenmale sah, war es zu einem Gespräch gekommen. Sie hatten sich im Garten getroffen, auf einmal standen sie voreinander, konnten gar nicht ausweichen, was ihnen auch nicht schicklich erschienen wäre.

„Grüß dich Gott, Leile.“

„Servus, Edi.“

Sie reichte ihm ein bißchen zögernd die Hand, die er langsam ergriff, worauf sie schnell, wie von einer großen Überwindung müde, die Arme sinken ließen.

„Wie ist's dir denn gegangen, Edi? Du warst in Liezen . . .“

„Ja, Leile, es war sehr schön dort.“

„Wirklich, hast du dich gut unterhalten?“

„O, wunderbar.“ Nun schwiegen sie und lächelten einander zu, denn sie hatten sich zugleich sehr viel Großartiges zueinander gedacht, und jedes Wort bedeutete ganz etwas anderes, viel mehr, als ihm nach der Sprache zukam. — Dann fragte Edi wieder:

„Und wie ist denn dir's gegangen, im Sommer, gut?“

„O, ich danke sehr . . . Ich hab' riesig viel gelernt. Ich hab' meine Prüfung bestanden. Jetzt muß ich aber lernen gehen . . .“

„Ja, ich muß auch lernen, Latein!“

„Servus, Edi.“

„Adieu, Leile.“

So schieden sie voneinander . . . Es blieb ihnen aber von dieser Begegnung eine Erinnerung, als wäre Atemraubendes vorgegangen.

So kam der Herbst, der Winter, und die Kälte machte es unmöglich, sich im Garten zu treffen. Die Zeit schien rasch alles gelöst zu

haben, was sie in einer frühen Stunde für einen Augenblick durch einen Kuß gefesselt hatte. Und das Fräulein Münchreiter war so beruhigt, daß sie Leile sogar wieder zu sich einlud, wohin aber Leile nur sehr selten ging, weil ihr jetzt das ganze Zimmer fremd, ernst, feindlich schien, sie selbst sich in ihrem ersten langen Kleid steif benahm, nichts Ordentliches herausbringen konnte, und auch Edi mit seiner Baßstimme, die zu seiner zarten, blonden Figur so gar nicht paßte, sehr komisch war, nichts zu sagen wußte, nicht saß, nicht stand, sondern hilflos herumging. Und das Fräulein Münchreiter selbst war immer ernst, als habe sie ein Schicksal vor sich, ein tragisches Opfer im Sinne, denn sie hatte sich entschlossen, ihrem Edi auch dies zuliebe zu thun. Nun aber schien er ihr keinen sonderlichen Gebrauch davon zu machen, sondern wich jedem Gespräch über diesen Gegenstand sorgsam aus; sobald sie den Namen Leile hören ließ, murmelte er eine undeutliche Antwort und ging in sein Zimmer, so daß sich das Fräulein schon gar nicht mehr auskannte und sich wieder über die Überflüssigkeit ihres Opfers ärgerte; nun wäre es ihr sogar recht gewesen, eine Leidenschaft gegen ihr eigenes Eifersuchts- und Angstgefühl zu beschützen, zu fördern, um ein wenig die Eitelkeit eigener Seelengröße zu empfinden und an der Höhe ihres Opfers dessen Traurigkeit zu vergessen. Daß sie in diese Lage nicht kam, kränkte

sie eigentlich. Edi aber lernte zur Matura, und auch Leile schien alles vergessen zu haben über ihrer Schule.

Dort war sie die Jüngste unter lauter reifen, weiblichen Wesen, einige waren darunter von großer Schönheit, schon ganz erwachsen, andere schon so von dem Ernst ihres Berufes erfüllt, daß sie schon dessen Gebärden und Sprache hatten, sich als künftige 'Lehrkräfte' fühlten, den Lebensernst in Gang und Rede zeigten, alle aber waren in den weiblichen Gefühlen sehr zu Hause, die einen aus zärtlichen Erfahrungen — die schönen wurden alle von treuen Freunden vom Kurs abgeholt — die anderen aus der Lektüre, und gerade diese theoretisch Gebildeten strebten die eifrigste, sachlichste Unterhaltung über das angenehme Wissensgebiet an. Und es wurden die keckſten Dinge, die man ahnte, kaum wußte, besprochen, damit sich die gegenseitigen Erfahrungsfragmente ergänzen und ein Mosaik von Erkenntnis bilden möchten, das durch die glühende Phantasie der reifen Mädchen Farbe und Einheit bekäme. Das Lernen, die Schule war freilich die Hauptsache, wurde aber durch derlei Fabelzwischenspiele reizender. Es fielen die Erzählungen der keckſten Liebesabenteuer; ordentlich zweischneidige und -deutige Situationen wurden zur Erholungspause verwendet. Da aber alles voll Übermut geschah, und die Disziplin sogar dieses sonst dem Schulzwang ferne Alter in die

Heiterkeit und Kinderhaftigkeit des Lernens und Ausfragens zurückführte, bekam es einen gewissen Reiz und wurde seines Gefährlichen ziemlich entledigt. Trotzdem aber war und blieb Leile in den ganzen vier Jahren, während sie mit diesen großen, üppigen, reifen Mädchen beisammen war, unter ihnen das Kind, sogar als sie gewachsen war, weil sie in ihrem Wesen die Kindheit bewahrte, die ihr träumender und unsteter Geist hatte, weil alle ihre Worte, alle ihre Gedanken wie unter einem Schleier der Unerfahrenheit, Ahnung, Sehnsucht innig leuchteten. 'Leile, das Kind,' hieß sie also und ärgerte sich nicht wenig, wenn die hübschesten und welterfahrensten Kolleginnen einander die Abenteuer der Spaziergänge, des Nachsteigens, die Kühnheiten von stillen Zusammenkünften, die Intriguen maskenhaft und abenteuerlich durchgeführter Korrespondenzen erzählten und sofort, wenn sie dazukam, errötend unterbrachen, oder, wenn sie, im besten Berichten, sich schon gar nicht stören lassen mochten, einfach sagten: „Leile, Kind, geh' weg, das ist nichts für dich.“ Worüber Leile immer sehr erbittert war, sich beleidigt, verkannt fühlte und immer bei sich dachte: 'Wenn ihr nur wüßtet, was ich erlebt habe! was ich weiß!'

Dagegen erkannte man ihre Überlegenheit im Lernen gern und willig an, und es schien auch nach der allgemeinen Ansicht für Leile, das Kind, nur recht und billig zu sein, wenn es brav und

folgsam seine Aufgaben lernte und den Großen half, sie abschreiben ließ. Da sagte dann freilich keine: „Leile, geh' weg." Vielmehr hätschelte man sie und schmeichelte ihr und pries ihren Fleiß und ihre Kenntnisse, so daß sie bitter-freundlich nachgab.

Auch im Singen nahm die lockere Gesellschaft ihre Hilfe in Anspruch, und dies war Leiles größtes und köstlichstes Vergnügen, denn sie hatte ein gutes Gehör, eine laute, helle Stimme und liebte die alten Lieder sehr, die man alle lernte, dagegen hatten viele ihrer Mitschülerinnen weder Stimme, noch Gehör, noch Lust zu singen. Der Gesangslehrer, ein alter, guter und gütiger Musiker, der ja wußte, daß sein Gegenstand nicht der allerwichtigste, nahm es nicht gar so genau und gab sich nur mit den Begabten Mühe, indes ihm die übrigen gleichgiltiger waren. So lernten also alle die, welche entweder keine ordentliche Stimme oder keine Lust hatten, zu singen, gar nichts, ja, sie kauften sich nicht einmal ihre vorgeschriebenen Liederbücher, sondern ein Heft ging von Hand zu Hand; wurde aber eine zum Singen aufgerufen, so wußte sie sich schon zu helfen. Die schlechtesten Sängerinnen hatten nämlich ihre Plätze neben, vor und hinter Leile gewählt. Rief der Lehrer eine auf, so bekam Leile einen zärtlichen Rippenstoß und ein drohendes Lächeln traf sie. Darauf erhob sich die Schülerin, öffnete den Mund in vorgeschriebener

Weise und machte alle Gebärden des Singens, indes Leile, sorgfältig hinter ihr Heft und die Rücken der vorne sitzenden gedeckt, mit ihrer lauten, hellen Stimme sang, daß es eine Art hatte, jedesmal und jedes Lied mit der gleichen Lust und Freudigkeit, so daß sie wohl zwanzigmal den Abend lobte, oder die Wanderschaft, oder die Sonne, oder den lieben Herrgott der Kinderlieder oder die Lust des Müllers, oder des Veilchens Hoffnung und glücklichen Liebestod. Ihr geschah damit eine Freude, den andern ein Dienst, so blieb es bei diesem gutmütigen Betrug, den der alte Herr vielleicht still lächelnd merkte, aber immerhin geschehen ließ, nur sich höchstens einmal den Spaß machte und eine der stummen und doch agierenden Personen mit Leiles Gesang zu Ende kommen ließ, dann aber sagte: „Wissen Sie, ich hab' Sie nicht ordentlich gehört, kommen Sie einmal heraus zu mir.“ Nun war die Verlegenheit freilich groß und das Gelächter, wenn die Aufgerufene gar keinen rechten Ton herausbrachte, allerlei verlegene Gebärden hatte und hilflos um sich sah, Leile aber tief errötend, verlegen, froh und beschämt sehr tief in ihre Noten sich vergraben hatte. Dann gabes eine scherzhafte Drohung des Lehrers, so etwas dürfe nicht mehr vorkommen, worauf dasselbe Spiel in der nächsten Gesangsstunde wieder begann. Leile verdiente sich also redlich ihr 'Vorzüglich' im Singen und zeichnete sich mühsam genug vor der Klasse und für die Klasse aus.

Der Winter war hingegangen. Edi war nunmehr unmittelbar vor seiner Prüfung, ganz vergraben in seinem Latein, Griechisch, in seinen mathematischen Beweisen und physikalischen Lehrsätzen, so daß er garnicht den blühenden Lärm des Frühlings wahrnahm und auf die eigene raschere Glut und sehnsüchtige Müdigkeit des Körpers nicht achtete, der auch von der starken Anstrengung zu kränkeln begann. Er litt unter Kopfschmerzen und begann zu husten, so daß seine Tante wieder große Befürchtungen für ihn hegte. Dagegen war Leile frisch und von unzerstörbarer Fröhlichkeit, als hätte sie sogar alle bedrückende Sehnsucht, allen Zweifel vergessen. So blühte sie mit den Blumen, kletterte nach wie vor auf ihren Lindenbaum, trotzdem sie doch schon groß war, und begann sogar schon das Treiben und die Abenteuer ihrer Schwester zu verstehen, die schon Bälle mitmachte, strahlend vom Tanzen heimkam, mit den barocken Tanzordnungen und Emblemen, die sie über ihrem Schreibtischchen aufhing, und mit den kleinen, verdächtigen Briefen, die sie nicht über ihrem Schreibtisch aufhing, sondern vielmehr sehr still versteckte, rosig und heiter war, von gelassener und wieder ausgelassener Lebenslust.

Einen Tag vor seiner Matura traf Leile Edi im Garten, er war so blaß, daß sie Thränen darüber spürte, und so still und errötete sehr, denn er wollte mit ihr sprechen. Er fühlte, daß

nun für ihn das Jünglingsalter beginne, wenn er der Schule ausgekommen wäre. Und er dachte, Leile wieder anzureden.

„Grüß' dich Gott, Leile."

Leile nickte mit ganz leisem Lächeln ...

Sie saß auf der Bank. Unter den blühenden Bäumen.

„Leile, morgen hab' ich Matura."

„Ja, wirst du durchkommen?"

„Ich weiß nicht, die Mathematik ..."

„Edi, kannst du schwindeln?!"

Eine Weile wurden alle Möglichkeiten der Prüfung erörtert. Edi war sehr verzagt und fürchtete sich, er schauerte ordentlich, so sehr hatte es die Schule verstanden, einen zarten Knaben durch die übelangebrachte Strenge ihrer Lehrer und Methode zur größten Angst zu bringen, statt ihn mit freudiger Liebe zum Lernen zu erfüllen. Leile fühlte großes Mitleid mit Edi, dessen Schicksal, so gering es ja in Wirklichkeit war, sie als ein gar zukunftsschweres empfand. Er war so blaß. Wie kann man nur so leise sein. Er sprach so still und hatte so große Aufregung. Auf einmal war sie wie eine Königin oder Heilige, die mit ihrem Lächeln Wunder thut, mit ihren feinen Händen die Wunden schließt ... So siegreich fühlte sie sich, das kleine Mädchen kam sich sehr groß und erhaben vor. Wenn sie ihn nur liebte, konnte ihm doch nichts geschehen ...

Und jetzt beugte sie sich langsam, nicht scheu und unbewußt wie damals über ihn, sie stand vor ihm, legte langsam ihre Arme um seinen Hals und, als wollte sie ihn in lächelnden Zauber einhüllen, sah sie ihn an und reichte ihm ihre Lippen, daß er von ihnen ihre rosige Heiterkeit und Lust nehme ... Edi küßte sie lange ... Die Thränen kamen ihm ins Gesicht, aber sie lächelte, 'jetzt wirst du schon durchkommen,' dachte sie sich.

„Hast du mich noch lieb, Leile?"

Darauf aber sagte sie nichts, sondern hing sich in seinen Arm und ging mit ihm hinaus ins Freie, über die Felder und gegen Lainz, wo das Korn grün und buschig stand, an der Kapelle vorüber. Es war lebhaft und heiter, man sah die Lerchen, wie sie jauchzend in die Lüfte stiegen, immer höher, bis sie wirbelnd im Blau des Himmels verschwanden, und plötzlich wie schwere Steine ins Feld niedersanken. Leile und Edi gingen Hand in Hand und sprachen nun von ganz gleichgiltigen Dingen, von der Schule, von der Prüfung, von den Listen gegen die Lehrer, wobei Leile so fabelhaft schlaue Vorschläge that, daß Edi auf einmal lächelnd sagte:

„Listenersinnende, Tochter des Zeus."

Dabei dachte er wieder ans Griechische, aber ohne Traurigkeit ...

Sie sannen aber dazwischen Wunderschönes, und Wunderschönes rauschte ihnen aus den

blonden Feldern zu, aus der bewegten Luft, aus den Lerchengesängen und aus den blauen Hügeln, die den Blick begrenzten.

Nach Sonnenuntergang kamen sie heim, trunken und stark von der Frühlingsluft, von ihren ungesagten Gedanken und singenden Sehnsuchten.

Das Fräulein Mündreiter aber sah den Edi freundlich lächelnd und guter Laune, wie er schon lange nicht gewesen. Er bestand die Matura.

* * *

Im folgenden Winter erging sich Edi mit Eifer in den neuen Lustgärten des Wissens. Er studierte Philosophie an der Universität. Er fühlte sich in einer neuen Welt, als sei er früher in einem dumpfen Winkel gewesen. Neue Reiche waren vor ihm, er stand vor köstlichen Pforten; die jungen Leute, die er traf, schienen ihm voller Wunder, so waren alle ihre Seelen glühend, trunken von der Luft der Freiheit, von der Fülle ihrer Tage, die beglänzt und heiter vor ihnen lagen, von dem Leben, das seine Schwere ihnen verbarg und ihnen mühelos-selige Ernten verhieß. Und er selbst war krank, seine Lunge war angegriffen, aber das Fieber seines Körpers gab auch seinem Sinn die Glut einer rasenden Lebenslust, einen ungemessenen Durst nach allen Schönheiten und geahnten Freuden.

Um diese Zeit lernte er den jungen Baron Hermann Mensdorf kennen, der an der Universität Kunstgeschichte studierte und sich zugleich zum Sänger ausbildete. Dieser wohnte mit seiner Mutter im Nebenhause, und sie hatten den gleichen Weg in die Stadt, den gleichen Weg wollten sie miteinander in die Freundschaft, in das Wissen, in die Zukunft gehen. Sie schlossen sich bald so eng aneinander an, wie nur so verschieden Geartete sich aneinander anschließen können. Das Verschiedene bindet sich ja so unlöslich aneinander, das Fremde gliedert sich, Zartes mit Hartem, der Empfindsame mit dem Ironischen, der Stille mit dem Lebhaften, der Träumer mit dem Vernünftigen, wie die Zähne eines Rades sich in die Lücken des andern fügen. Edi verband sich in Freundschaft mit diesem Hermann, der sein völliges Widerspiel war. Edi war blaß, schmächtig, krank, schüchtern, Hermann gesund, derb, von grober, wilder Lebenslust, er hatte die gewöhnliche Gestalt der beliebten Schauspieler und Heldenjünglinge. Er trug diesen Kalabreser, hatte den gewissen stolzen Schnurrbart, den übermäßig aufrechten Gang, das selbstbewußte, eitle Wesen, ohne viel Bildung hatte er ein mehr selbstgefälliges, als tiefes Ziel. Der Ruhm des Sängers, nicht des Künstlers schwebte ihm vor, die Erfolge bei den Frauen schmeichelten ihm. Mehr das donnergleiche Rollen, der bezaubernde Klang der Stimme, als die tiefe, unendliche

Fülle, als der unermeßliche Sinn der Töne berauschte ihn. Nicht von der Musik in eine neue Welt sich tragen lassen, von den Flügeln eines Adlers zu den Höhen, wo in den erhabensten Harmonien Welt und Leben, Traum und Wahrheit, Irdisches und Ahnung gebunden und verschwistert wird, war seine Begierde, als vielmehr die Schmeichelei der Gewalt, die er in seine Kehle zu bringen hoffte. Nicht der Sinn, bloß die lockende Form dessen, was er trieb, beherrschte ihn. Er war in eine Wolke eines dichten, gleichförmigen Enthusiasmus gehüllt, die ihn nirgends verließ, so daß er alles ebenso laut, wohlklingend und mit schöner Gebärde fühlte, wie ein Sänger den Gesang. Er kannte nicht den Schmerz über Dinge, die dem Glücklichsten sich versagen, er wußte nichts von unerfüllbaren Hoffnungen, von der Wollust, seine eigene Qual, die Nichtigkeit seines Selbst zu suchen. Nie leuchtete er in sich hinein. Er war wie eine schöne, sonnige Ebene, die aber trostlos werden kann, wenn die Nebel und die Einförmigkeit der schlechten Zeit über sie hinziehn. Er hatte keine Qualen, für ihn gab es kein Verzichten, er wußte nur um seine jauchzende Freude an der Wirklichkeit, er war von gesegneter Armut. Aber in seinem engen Wesen zufrieden, darum einig mit sich, immer gleich heiter, frohgelaunt, trug er seine Dürftigkeit wie einen Purpurmantel, und seine Armut kleidete ihn wie einen König.

Wer war ihm gleich? So ging er stattlich daher mit seinem stolzen Hut, gern lachend, weil er so schöne Zähne hatte. So that er nichts, bummelte durch die Stadt, es genügte ihm, sich als künftigen großen Sänger zu wissen, so sagte er mit überlauter Stimme — nichts, aber dies nichts klang wie etwas Herrliches, Erhabenes, weil es von Freude und Daseinslust ordentlich überglänzt war und von einem Enthusiasmus erhoben, der wunderbar war.

Edi aber litt an sich, er fühlte sich schwer, er hätte Flügel gewünscht zu eilen, zu eilen, und hätte noch da das Gefühl gehabt, nicht weiter zu kommen, er hatte Mißtrauen gegen sich selbst, gegen sein Wissen, das ihm nichtig, gegen seine Thätigkeiten, die fruchtlos schienen. Es war ihm, als hätte er bisher immer Dinge getrieben, mit Furcht und Eifer, die er nun so gar nicht brauchte, was er aber sollte, dazu war er nicht vorbereitet. Er sehnte sich nach dem Neuen, in das er getreten, und fand keine Organe, es zu fassen, zu genießen.

Er hatte kein Ziel, denn alles Schöne konnte es sein, keine Neigung, denn er liebte alles, und alles schien ihm wert, ein ganzes Leben lang erstrebt zu werden. Und er hatte ein paar Jahre höchstens. Seinen Freund aber sah er stark, mutig, zu allem feurig, von allem aufs schönste begeistert, durch nichts sonderlich aus der Fassung gebracht. Er liebte und schwieg,

jener berauschte sich schon im bloßen Gedanken an die Liebe, in der Gewißheit künftiger Siege. Er blickte zur Kunst auf, jener schien sie in sich zu tragen. Er wußte für nichts ein Wort, so sehr bedrängte ihn die Fülle der Gedanken, die jedes Ding in ihm erweckte, Hermann wußte sich überall zu finden und überall einen tönenden Ausdruck, er war in leisen Zweifeln, jener in jauchzender Gewißheit. Sie waren rechte Freunde.

Edi erzählte Leile nun oft und oft von seinem neuen Freunde. Sprach man vom Singen, Hermann war der Sänger, sprach man von der schönen Männlichkeit, Hermann besaß sie, und Edi selbst gab für alle Sehnsucht, die er hegte, die Gestalt seines Freundes als deren Verkörperung aus, so daß Leile immer an diesen Freund denken mußte, der ihr wie die Prinzen des Märchens erschien, indes Edi der blasse Knabe blieb.

Einmal geschah es, daß Leile in ihrem Zimmer saß und unten in der Wohnung des alten Fräuleins ein hallendes Gelächter vernahm, dann einen starken Gesang. Eine tiefe, laute Stimme sang die Ballade von Archibald Douglas, von dem königstreuen Verbannten. Fest dröhnte das Lied, wie das Schreiten eines Gepanzerten und in mächtig zusammengehaltenem Rhythmus, wie wenn das Schicksal selbst die Töne gebunden hätte. War Empfindung im Gesang? Das wußte sie nicht. Aber etwas Wildes, Männliches,

ein Schicksal, das im Kampf und Tod noch lächelt und sich seiner Kräfte freut, eine Stimme, die Gestalt und Erscheinung vor ihrem Ohr bekam, wie das Bild eines Jünglings, der voll Macht und zugreifender Faust ist, voll Muskeln und Willen, sich zu lenken und die andern zu zwingen. Dann sang er noch lange. Aber dieses: 'Ich hab' es getragen sieben Jahr' klang ihr hallend im Ohr, und tagelang hörte sie diese dunkle, feste Stimme.

An einem Wintertag bald darauf traf sie Edi im Garten.

„Leile, gieb mir einen Kuß."

Sie schwieg und wandte sich ab ...

„So liebst du mich nicht mehr?" fragte er.

Sie entgegnete nichts ...

„So liebst du einen andern?"

Eine feine Röte stieg ihr ins Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen. Sie stand still, ein Lächeln in ihrem Gesicht.

„Hermann ...?" Sie antwortete nichts und wandte sich.

Edi war sehr traurig und doch ohne Zorn, weil er seinen Freund sehr liebte, denn niemandem hätte er Leile gegönnt, wenn er auch sich ihrer nicht wert fühlte, weil er sie nicht zu halten vermochte. Sie hatte seinen Träumen Gestalt gegeben, und ihr Name war das Wort seiner Begierden, ihr Wesen der Ausdruck seiner Wünsche. Aber Hermann, der siegreiche, der

laute, fröhliche, der so heiter war, wie der aufgehende Tag, dem alles gelang, der keinen Zweifel und keine Qual kannte, er durfte sie gewinnen! Dies waren stille Kämpfe.

Endlich erzählte er es auch dem Hermann, der erst lächelte, dann zornig auf Leile war und erbittert, daß sie seinen Freund so verließ und einem Unbekannten nachhänge, sie betrüge ja Edi mit einem Phantom.

Auch Leile lächelte über diese wunderliche Liebe, die zu einem Unbekannten in ihr aufgestiegen war, so fühlte auch sie, daß sie ein Phantom liebe. Sie liebte den Klang dieser Stimme; sie fühlte sich von ihr geraubt wie von den Klauen eines Adlers, der sie in die unbekannten Lüfte trage. Sie wußte nicht, wer der Sänger war, sie träumte ihn aber herrisch, gewaltig, wie einen Räuber, der ihr ganzes Wesen ergriffe und fortzerrte aus der Traumwelt und dem stillen Bereich ihrer Einsamkeit.

Dann schmähte sie sich selbst, sie dachte, wie blaß und sanft Edi war, sie aber wünschte sich bezwungen. Er war demütig und bat, sie wollte einen, der sie unterjochte, sie erfüllte ihn und wollte erfüllt sein. Er schwieg, sie wollte jauchzen, er war zart, sie wollte ihn gewaltig. Sie wußte nichts, als daß das Glück fern von ihr war, daß sie ewig wünschte und sehnte und nur die Träume ihr Erfüllung verhießen, so träumte sie ihre Seligkeit in der lauten Stimme,

die jenes Lied gesungen hatte. Sie schauerte vor sich selbst, aber wie man vor dunkler Freude schauert; sie zerstörte die eigene Kindheit und das Kinderglück ihres Jugendgespielen, aber sie empfand dabei Freude. Sie erwartete etwas Ungeahntes, Neues, daß sie fortrisse über sich selbst hinaus und über die Grenzen ihres Wesens.

*   *
*

Eines Tages ging sie durch den Schönbrunner Park. Dezember. Die Bogen der Allee leuchteten im Schnee, die Luft bebte durch die feinen Zweige, und der klare Wintertag stand starr und machte jeden Ast und jede kleinste Linie deutlich. Man sah weithin über den blendenden Weg. Drüben waren die Bäume von sanftem Blau und hoben sich zart von der blassen Luft. Alles schien in der Kälte zu flimmern. Leile ging in ihrer schwarzen Pelzmütze ohne Schleier. Ihre Augen glänzten still und ruhig, wie der Tag, in dem sie ging, ihre Locken drangen unter der Mütze hervor. Ein schwarzes Kleid und eine dunkle Jacke lagen eng an ihrem Körper, so war sie wie ein Kind, zart und rasch, die Wangen gerötet, der Mund geschlossen, der Kopf hoch. Sie träumte nicht. Vielleicht dachte sie an ihre Schule. Sie wußte nur, daß sie ganz frisch und frei war, kühl und heiter fühlte sie sich, wie der Wintertag, und freudig. Da sah sie drüben, noch ziemlich weit

weg, Edi mit einem zweiten gehen, das mußte sein Freund sein. Sie erschrak und fühlte ein leises Zittern, jetzt kam das Neue. Der andere trug einen großen, schwarzen Hut und ging fest und aufrecht, Edi aber gesenkten Hauptes ... Nun waren beide vor ihr und grüßten.

„Grüß dich Gott, Leile.“

„Servus, Edi!“

„Fräulein Leile Dorner, meine Freundin, Hermann, mein Freund.“ Edi stellte lächelnd vor. Er hatte doch eine Freude, daß diese beiden einander kennen lernen sollten.

Leile lächelte und neigte ein wenig das Haupt.

„Ich habe schon viel Schönes von Ihnen gehört.“

„Auch Edi hat mir viel von Ihnen erzählt.“

„Nun werden wir uns prüfen, nicht wahr? Ob alles so ist. Er ist zu gut, ihm gefällt alles!“

„So!“ meinte Leile lächelnd, „nun, wissen Sie, sehr schmeichelhaft ist das gerade nicht für mich ...“

Leile fand Edis Freund sehr schön. Sein Gesicht war stark wie seine Stimme, sein Blick zuversichtlich, sein Sprechen laut, er hatte so dunkle Augen. Aber nun war er doch ganz anders, als sie sich ihn vorgestellt hatte.

Den Edi hatte sie vergessen. Er ging still und lächelnd neben ihnen. Die beiden plauderten aber bald sehr lebhaft, wie alte Bekannte.

Sie nahmen den Weg nach Hietzing zurück und verabschiedeten sich beim Hause Hermanns. Leile trat mit Edi in ihr Nebenhaus ein. Im Flur war es dunkel.

„Nun, wie gefällt er dir?" fragte Edi. Seine Stimme klang ein bißchen ängstlich. Er fürchtete sich zugleich vor seinem Schicksal, zugleich, daß sein Freund am Ende der Leile doch wieder mißfiele.

„Ganz gut, aber ich kenne ihn ja garnicht."

„Leile, giebst du mir einen Kuß?" Sie sah ihn nicht, sie fühlte nur, wie er sehnsüchtig und angstvoll die Arme nach ihr ausstreckte.

Sie schmiegte sich einen Augenblick an ihn und fühlte seine Lippen ihr Gesicht berühren, ihren Mund suchen, sie reichte ihm die Stirn. ... Ihn liebte sie nicht mehr.

Und doch wußte sie, daß sie ihm gut war. Vielleicht wie eine Schwester, vielleicht ein wenig mütterlich ... Er war um ein Jahr älter, und doch war sie ihm um Jahre voraus. Sie hatte ihn geküßt, als er noch nicht gedacht, daß ihre Lippen zum Küssen seien, sie liebte ihn schon nicht mehr, als er langsam und voll Angst von Liebe zu ihr erfüllt worden. So waren sie aneinander vorbeigegangen, einer vom andern anderes begehrend, als in jedem gelegen, es zu erfüllen. Beide aber wußten, daß sie viel verloren.

Ist dies die erste Liebe, wo man nicht den

Geliebten liebt, sondern nur die Liebe selbst, ist es denn so gleich, wen die Lippen suchen, und ist es denn nur, daß sie küssen lernen? Ist jeder denn wie im Wind ein Korn, dem jede Erde recht ist, wo es landet? ... Ist kein Gesetz, das die Menschen bindet und löst? Ist unsere Sehnsucht nur in uns und hat kein Abbild auf der Erde? Wir wollen unbewegt ragen wie Berge, und wir wollen geschüttelt sein wie der demütige Halm, wir wollen uns bewahren und verlieren, wir wollen uns und unser Widerspiel in der Liebe, wir wollen unsere Ergänzung, und wieder schauern wir vor dem Fremden. Nie aber sollen wir alles finden und das Ganze. Alle Verheißung ist ein Fabelspiel.

Davon waren Leile und Edi dunkel erfüllt, von namenloser Trauer, von Gedanken ohne Grund und Ziel.

Edi liebte nun die Leile sehr, aber er fühlte, wie sie ihm entschwand. Und Leile wußte nichts von sich, nicht, wohin sie gehe. Edi aber war weit weg von ihr, wie die Küsten der Kindheit.

*   *   *

Leile erhielt folgenden Brief:

„Hochverehrtes Fräulein!

Von unserem gemeinsamen Freunde Edi habe ich so viel Schönes über Sie gehört und bin auch des Glückes teilhaft geworden, Sie kennen zu lernen. So darf ich mir, ohne

allzukühn zu erscheinen, vielleicht erlauben, Ihnen diese aufrichtigen Zeilen zu senden, die Sie gütigst verzeihen wollen und begreifen werden, weil Sie die Freundschaft verstehen müssen, die mich für Edi erfüllt. Wenn ich mich in Ihrem edeln Wesen nicht täusche, darf ich darauf bauen, von Ihnen verstanden zu werden. Edi liebt Sie. Auch Sie waren ihm gut, bis meine Wenigkeit meinem besten Freunde dieses Glück zerstörte, ohne es zu wollen. Es wird mir schwer, davon zu sprechen. Ich freue mich, daß mein Gesang Sie so bewegt, ich habe mich einmal als der Künstler fühlen dürfen, der ich vielleicht einmal sein werde, daß ich Ihre Seele so zu bezwingen vermochte; und die größte Dankbarkeit erfüllt mich Ihnen gegenüber, die Sie so schön und tief mich verstanden haben. Aber ich beschwöre Sie, geben Sie diesen Gefühlen nicht Raum, so gern ich Sie sonst bäte, ihnen zu folgen.

Edi ist mein Freund. Es sei fern von mir, ihm Übles zu thun, bleiben wir Freunde, seien wir drei eng verbunden, lassen Sie mich wie einen Vater den armen, kranken Freund und seine große Liebe schützen. So sei es. Wir wollen uns unserer Freundschaft und Treue freuen. Verzeihen Sie mir diesen Brief, der Ihnen dankt und zugleich Sie bittet. Seien Sie nicht böse

Ihrem sehr ergebenen

Hermann."

Leile faltete den Brief recht nachdenklich, dabei begann sie zu lächeln, erst zuckte es langsam um ihren Mund, dann leuchteten die Augen auf, dann bebten die zarten Nasenflügel, bis eine große Heiterkeit in ihrem Gesicht stand. Sie hätte vor Freude springen mögen, lachend schreien: „Herrgott, wie sind die Buben dumm! Diese Salbung! Und diese Einbildung! Und dieser hölzerne Stil, der teilweise sehr ergeben und fremd thut, dann wieder warm wird! Was der sich nicht alles einbildet! Ich bin rein weg in ihn, ganz weg, ich denke nur an ihn, er hat mich erobert, er hat das Glück seines Freundes zerstört, aber er freut sich doch mehr, daß seine Stimme so schön ist, als daß ich mich in ihn verliebt habe. Und der Edi ist wirklich auch komisch, ihm das so gleich und warm zu erzählen, eine Laune von mir. Nun will ich ihn aber lehren, mich zu behandeln, den Herrn Baron. Seien wir ewig eng verbunden, drei Freunde! Er diktiert mir meine Pflichten. Und wie erhaben er sich vorgekommen sein muß!“ ...

So hatte sie einige Tage mit ihrer großen Heiterkeit zu thun. Sie überlegte nur einen klugen Plan, den Herrn Sänger zu behandeln.

Da, als sie einmal aus der Schule kam, sah sie ihn mit seinem aufrechten, langsam-feierlichen Gang gehen, sie erkannte ihn an seinem Räuberhut, ging ihm rasch nach, und als sie an seiner Seite war, schaute sie ihn lächelnd an

und schritt vorüber. In ihrem Blick war aber so viel trotziger Spott, daß Hermann ganz verdutzt gegrüßt hatte und nun erst recht gereizt war, mit ihr zu sprechen. Sie that sehr erstaunt, als er sie ansprach.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie bitte, mit Ihnen gehen zu dürfen, aber ich glaube, mein Brief bedarf noch einiger Worte."

„So?" ... Sie blickte unschuldig fragend ihn an.

Dies verwirrte ihn einigermaßen. Und nun verstrickte er sich in einer sehr weitläufigen Auseinandersetzung. Er sagte unter anderm:

„Sehen Sie, Fräulein, ich war so stolz auf meine Freundschaft zu Edi. Sehen Sie, er ist gar so arm, zart, krank, er ist von Zweifeln bedrängt, er sieht ein, mit wie leeren Händen er in all der Fülle des Lebens dasteht ..."

„Nun, wissen Sie, sehr vorteilhaft behandeln Sie ihn gerade nicht, Ihren Freund."

„Ja, aber es ist doch wahr! Er hat doch nichts und niemand auf der Welt als mich!"

„Ja, Herr Baron, das scheint mir doch nicht richtig, da ist zum Beispiel seine Tante, die ihn sehr lieb hat und für ihn schon große Opfer gebracht hat, da bin auch ich, von der Sie ein so großes Opfer verlangen ..." Sie lächelte dabei.

Hermann sah sie zweifelnd an ... „Fräulein, Sie dürfen nicht spaßen, denn er verdient es

nicht, und ich dulde dies auch nicht, über meinen Freund ...“

„Erlauben Sie, ich habe nicht über Edi gespaßt. Er ist zu lieb und gut.“

Hermann fühlte sich unsicher ...

„Und sehen Sie, kaum hatten wir uns gefunden, aneinandergeschlossen, sollen wir wieder getrennt werden, nicht durch die Verschiedenheit unserer Naturen, nicht durch die verschiedenen Wege, die wir gehen ... nein, durch meine Schuld ...“

„Durch Ihre Schuld, das verstehe ich nicht. Das wollten Sie mir wohl erklären.“

„Fräulein. Ja, ich habe es Ihnen ja geschrieben.“

„Da habe ich diese dunkle, seltsame Geschichte auch nicht verstanden, überhaupt den ganzen Zweck Ihres Briefes.“

Hermann seufzte, er fühlte sich doch nicht geschickt genug, den Kampf mit der Kleinen aufzunehmen, die scharf und unschuldig zugleich ihm in die besten Intentionen dazwischen sprach; aber er fühlte sich ungemein edel und tapfer, er wollte darauf losgehen.

„Sie dürfen es mir gestehen, Edi hat es mir erzählt, ich war gerührt; ich habe Sie bewundert, Ihren Mut, wie kühn Sie sind; und daß ich Ihre ganze Schönheit, Ihre ganze Seele mir winken sah und sie zurückweisen mußte, dies war mir schmerzlich; ich schaue freilich thöricht

aus, wo ich heroisch sein will, aber ich will auch das auf mich nehmen, wenn ich meinem Freunde diene."

„Sie scheinen mir wirklich sehr edel, nach allem, was Sie sagen, obzwar ich die Veranlassung zu all der Fülle von Großmut, die Sie vor mir ausbreiten, nicht verstehe. Ich denke, Sie müssen sich rein irgend etwas eingebildet haben. Sie haben schon im Brief so etwas gesagt, jetzt auch wieder. Ich bitte Sie, seien Sie deutlich!"

„Also wenn Sie es wollen! Können Sie sich nicht an jenen Abend erinnern, wo ich zum erstenmal bei Edi war und sang, die Ballade vom Archibald Douglas?"

„Ja." . . .

„Da stand ein Fräulein, das jetzt sehr suffisant ist, in ihrem Fenster und horchte, den ganzen Abend. Und dann, als Edi Sie wieder traf . . ."

„Ah!" Leile war errötet, in ihrem Lächeln war fast ein bißchen Zorn. „Meinen Sie vielleicht, daß Ihrem Freund dieses Geständnis etwas nützt, und meinen Sie, daß ich gerührt in seine Arme sinken werde, wenn Sie mir brav zugesprochen und mir Ihren Edelmut stoßweise versetzt haben?"

„Fräulein Leile!"

„Ja, ja. Und wenn Sie sich schon eingebildet haben, ich liebe Sie, glauben Sie, ich würde dann blutenden Herzens und voll hochherziger Gesinnung

mich von Ihnen reißen und, nachdem die Hälfte meines Herzens an Ihrem holden Wesen geblieben, mit der andern Hälfte reuig zu Edi zurückkehren? Haben Sie ihn denn so wenig lieb, ihn so zu erniedern, daß er so ein Opfer annimmt? Sie sind doch vielleicht nicht ganz heroisch ... Gut, wie wäre das, ich gestehe Ihnen ein, ich bin dem Zauber Ihrer Stimme unterlegen, dem süßen Wohllaut Ihres Organs oder der wilden Ballade, ich habe mir Sie als Ritter im blauen Stahlpanzer geträumt, der mich entführt aus den dumpfen Wirklichkeiten in eine unbekannte Freiheit, der mich aus mir selber fortreißt. Indessen bemühen Sie sich sehr, mich an die Krippe zu fesseln, indem Sie mich versichern, daß der Hafer der Treue besser ist, als der Hunger der Sehnsucht. Ich sehne mich nach Ihrer stolzen Ritterschaft, Sie sollten mich wegrauben, Sie aber sind edel und erbauen sich selbst an der Hochherzigkeit Ihres Verzichtes, aber wie können Sie es verantworten, mich in den Schmerzen und Qualen dieses Kampfes zu lassen, hilflos, wehrlos, ein Opferlamm selbst, ohne Rettung vor mir. Sie Ritter!"

„Scherzen Sie nicht, Fräulein, Sie spielen mit dem Feuer."

„Ja, das können Sie freilich nicht einsehen, daß das schön ist, um die Flamme zu huschen, rasch durchzuflattern und ... ach Gott, was rede ich denn mit Ihnen über alles das, Sie

sind ja ein Ritter von Beruf und werden allerhand Heldenjünglinge spielen, aber daß Sie auch so abenteuerlich sind, selber Leidenschaften zu haben, Prinzessinnen zu rauben und Herzen zu brechen, darf ich Ihnen gewiß nicht zumuten. Im Privatleben begnügen Sie sich mit einem heroischen Gang, mit einem großen Hut, mit einem schönen Sängerschnurrbart und mit dem Bewußtsein Ihres Edelmutes."

„Fräulein Leile."

Er war sehr gereizt, wie sie neben ihm herging, mit ihrer schmalen Gestalt, die Hände im Muff, und ganz ernsthaft sprach, wie er sich umsonst bemühte, ihrem Blick zu begegnen, wie er, gerade wenn er nachdenklich vor sich hinsah, fühlte, daß sie zu ihm hinaufschaute mit einem raschen Seitenblick, der sofort, wie er ihn treffen wollte, sich senkte. Er sah nur ihren feinen Mund, dessen Winkel ein wenig spöttisch zuckten, der aber doch sich zum Ernst zwang, unter dem einfachen, schwarzen Schleier ihre leicht rosigen Wangen, und die gesenkten Lider mit den dichten Wimpern, auf denen ein paar leichte Schneeflocken zitterten.

So gingen sie im Schneegestöber an den vielen hastenden Menschen vorüber, sie schienen ganz allein, und die grellen Bogenlampen der Läden schwebten an ihnen vorüber, und die Leute gingen an ihnen vorbei, wie Schatten. Nur sie waren wirklich. Und vielleicht sie selber nicht.

Es war ihm, als sprächen sie aneinander vorbei, als sprächen zwei Schauspieler, als trügen sie irgend ein Proverbe vor, so geziert erschien ihm die Rolle, die er voll Begeisterung übernommen, und spitz und scharf ihre Worte, ihr Scherz, der fast verwundete, dabei ganz leise und fast schüchtern von ihren Lippen kam. Dann glaubte er wieder zu fühlen, wie sie in aller Ironie selbst eine süße Zärtlichkeit versteckte, die alles zugab, was sie leugnete, wie sie ihm ihr ganzes Wesen entgegenbrachte, wie ihre Blicke ihm auswichen und doch ihn suchten, ihre Lippen im Eifer sich spitzten, wie bereit, ihm im Kuß, nicht im Streit der Worte zu begegnen, ihre Worte zugleich eine versteckte Demut hatten, die sich nur vor sich selbst fürchtete, wie ein Wohlthäter, der sich hinter einer finstern Maske verbirgt. Seine Eitelkeit war verwundet und doch geschmeichelt, denn er fühlte, wie sie in ihrer Rache sich verbarg und doch wieder heraustrat.

Wo blieb Edi? . . .

So waren sie immer weiter gegangen. Hermann wurde immer stiller, auch Leile wurde allmählich nachdenklicher, — sollte sie ihm wehgethan haben, er war doch ein guter Mensch. So waren sie schon in Fünfhaus angelangt.

„Jetzt will ich mich aber in die Tramway einsetzen und nachhaus fahren.“

„Nein, Fräulein, bitte, gehen wir doch, es

spricht sich so gut beim Gehen, und wir haben uns ja so viel zu sagen."

„Ja, sollen wir denn bis ganz hinaus nach Hietzing zu Fuß gehen . . . Sie wollen mich auch ganz müde machen, damit ich Ihnen gehorche . . .

„Also, nachdem ich Sie hoffentlich dazu gebracht habe, einzusehen, daß ich mich in einen imaginären Helden, wie Sie selbst sagen, in ein Phantom verliebt habe, will ich Sie recht sehr um Entschuldigung bitten, Sie zu Ihrer übrigens begreiflichen Thorheit veranlaßt zu haben, sich persönlich getroffen zu fühlen, was Sie aber eigentlich nicht hätten müssen, da Sie ja nicht im romantischen Kostüm herumgehen. Wissen Sie, ich bin ein Schulmädel, und Sie sind Student und Sänger, und Edi ist mein Freund. Das ist die Wahrheit, alles andere aber ist eine Ballade, die aus ist, nicht wahr? . . ."

Hermann seufzte.

„Nein, wäre sie das nicht, warum dürfen wir nur in unseren Einbildungen alle erhabenen Gefühle hegen, warum nur in unsern Träumen die wahrste Freundschaft haben und ihr selbst unsere Sehnsucht opfern . . ."

„Mir scheint, Sie wechseln jetzt die Rollen, Sie opfern doch hoffentlich noch immer, ich nehme es wenigstens an; nur ich fühle mich nicht wohl in dieser olympischen Atmosphäre, lassen Sie mich in den Niederungen von Schönbrunn mich in meiner

irdischen Sehnsucht verzehren. Ich bin Eurer Liebe nicht würdig.“

„Hören Sie mich aber jetzt ernstlich an, ich bitte Sie.“

Seine Stimme zitterte. „Warum sollen wir denn nicht, wir drei Leute, aufrichtige, starke Freunde sein, warum soll ich nur Ihren Spott, nicht Ihre Lieblichkeit spüren dürfen!“

„Nun, wissen Sie, eigentlich dürfte ich doch mit Ihnen nicht so sprechen, wie ich sprach, nicht mit Ihnen den weiten Weg gehen.“

„Darüber sind wir erhaben.“

„Wie groß Sie fühlen und denken und reden! Früher haben Sie wenigstens mich nicht für so erhaben gehalten. Also seien wir Freunde . . .“ Sie wollte ein bißchen einlenken, sie fürchtete sich, ihn zu verletzen.

Er bot ihr die Hand, mit einem klaren Blick auf ihn schlug sie ein. Er aber zog ihre Hand an die Lippen.

„Meinen Sie, daß dies unbedingt zur Freundschaft gehört?“

„Ja! Und wir müssen auch du zu uns sagen, wie brave Kameraden. Wollen Sie?“

„So unumgänglich notwendig scheint mir das gerade nicht.“

Er drang sehr eifrig in sie, das sei eine Feigheit von ihr, sie sei nicht, wie alle andern Mädchen, sie dürfe nicht diese lächerliche Furcht haben . . .

„Und Edi!“

„Aber Edi, der wird sich freuen!“

Nun bekam Leile schon selber Angst vor sich, vor ihrem Spiel, vor ihrer Heiterkeit. Sie spürte, wie das Spiel und die Lust des Scherzes über sie die Herrschaft gewannen, wie sie die Zügel verlor. Sie selbst, ihre Leidenschaft, ihre Laune, kein abenteuerlicher Adler raubte sie und trug sie empor, sie fühlte nicht ihren Gang, so war sie in ihr Spiel versunken und so hatte sie ihrer Klugheit vergessen. Die Schneeflocken sprühten um sie, glitzernd, kühl und lebendig, und ihre Worte sprühten wie diese Flocken von ihren Lippen, unaufhaltsam, geflügelt.

Endlich sagte sie: „Ja, wenn Sie glauben, daß das Du absolut notwendig ist, so sagen Sie meinetwegen du zu mir, ich will es dulden ...“

„Nein, du, Leile mußt auch du zu mir sagen.“

Sie schwieg. Er sah ihre unschlüssige Gebärde ...

„Im Namen der Freundschaft.“

„Rufen Sie die nicht eitel an ...“

„Ich bitte dich, Leile.“ Sie schwieg.

Sie waren schon bis vor die Stadt gekommen. Der Vorgarten des Schlosses Schönbrunn begann. Die letzten Häuser lagen hinter ihnen, immer weniger Menschen begegneten ihnen, die Lichter waren seltener und zitterten rot durch den Abendnebel. Die Bäume erschienen nur als dumpfe

Schatten, der Schnee knirschte, der weite Bau des Schlosses lag schwarz vor ihnen...

„Leile, ich bitte dich, sag' mir etwas, sag mir du..."

„Was soll ich denn sagen?"

„So sprich, was du willst, nur sag' etwas..."

Auch er hatte alle seine edle Absicht vergessen. Wo war Edi?... der... der war zu Hause und studierte vielleicht...

Endlich sagte Leile: „Hier ist ja schon Schönbrunn!"

„Ja, Leile, das sind freilich fünf Worte: Hier... ist... ja... schon Schönbrunn,... aber wo ist das Du... du, Leile, du mußt einen Satz mit du sagen. Siehst du, ich sage lauter Sätze, wo das Du mindestens dreimal vorkommt..."

„Das Du war schon drin gemeint, wie ich es gesagt habe, ich hab' es ganz anders gesagt, wie wenn ich Sie darauf aufmerksam gemacht hätte..."

„So sag' du... Sag' irgend was."

„Ich kann nicht..."

„Leile!"

Sie waren durch das Thor mit den beiden Obelisken gegangen, dann durch die Halle des Schlosses selbst, an den Wachen vorbei; nun lag das Gartenparterre vor ihnen, in diesem Halbdunkel der frühen Winternächte, wo der Schnee einen blassen Schein wirft... Die schwarzen Alleen begrenzten die breite Fläche, und

eine schwere, schwarze Einsamkeit lag über dem Garten ...

Unwillkürlich fröstelte Leile und schmiegte sich nur einen Augenblick an Hermann, der sofort ihren Arm ergriff und so mit ihr weiterging, Arm in Arm. Erst erschrak sie und wollte sich befreien, aber er ließ es nicht. Dann sagte sie, wie um sich selbst zu trösten:

„Das ist statt des Du!"

„Nein ... Das ist etwas ganz anderes ..."

... Sie mußte etwas sagen, er bestand darauf ...

Endlich sagte sie ganz leise:

„Du, hier ist ja schon Schönbrunn."

Wie von einer langen, schweren Last befreit, jubelte Hermann ...

„Du, da ist ja schon Schönbrunn, du, da ist ja schon Schönbrunn," jauchzte er, umfaßte sie und hob sie empor ... Sie war ganz erschrocken, bebte am ganzen Körper ... Sie schluchzte leise. ... So weinen Kinder, die sich müd gelacht ... Sie zitterte sehr, sie hatte sich von ihm gelöst und stand ...

Und wie ein demütig Bittender näherte er sich ihr ... Sie schien ihn nicht zu gewahren, so war sie in ihr schweres Leid versunken.

Er schlang leise den Arm um sie ... Da blickte sie auf, das Auge voll Thränen. Sie lag ganz hilflos an seiner Brust, Körper war an Körper ... Wie eine Blume, die sich um einen Baum legt, nur das Haupt ist ihm fern, nur die Blüte

neigt sich zurück, indes die Arme der Zweige und der ganze Blumenleib den Baum umfangen.

So stand sie, so war sie in seinen Armen. Das Haupt aber hatte sie zurückgeworfen, die Augen geschlossen, die Lider bebten, die Lippen zuckten, schwer von Bangigkeit, die Wangen waren bleich, und das Haar lockte in die Stirn. ... Einen Augenblick, dann, als flute die ganze junge Heiterkeit ihres Wesens wieder zurück, wie das Blut vom Herzen, errötete sie, blickte ihn groß und lachend an und öffnete den Mund und näherte endlich ihr Haupt dem seinen ...

Sie ließ sich küssen. Dann aber war es, wie wenn hinter ihnen eine schwere Thüre zugefallen wäre ... Sie ließen mutlos die Arme sinken und gingen still die Hauptallee entlang gegen Hietzing ... Nun spürten sie die eisige Luft, sie spürten, wie wehrlos sie ihr Spiel gespielt, war der Ernst ein Spiel, ihr Spiel der Ernst, wo waren ihre Worte, ihre Herrschaft, der ganze Edelmut ... Wie Lappen war alles von ihnen gefallen. Sie schauerten. Der Wind hatte sich gelegt, der Schneefall hatte aufgehört. Es war ruhig kalt, still, ganz ausgestorben.

Schweigend nickten sie einander zu, als sie bei ihren Häusern angelangt waren, zum Abschied.

Hermann erzählte am anderen Tage dem Edi, was geschehen war. Freilich verschwieg er ihm, welches Spiel Leile mit ihm selbst ge-

trieben, wie er eigentlich recht schmählich besiegt worden, und wie sie beide ausgezogen einander zu überwinden und jeder selbst überwunden worden. Edi aber in seiner sanften Weise lächelte trüb und freute sich doch wieder, daß sein stolzer Freund so herrlich war, und trotz seiner Eifersucht gab er sich gefangen und verzichtete willig, weil er wußte, daß seine schwachen Arme Leile nicht zu halten vermochten, daß sie seiner Sehnsucht vorgaukelte wie ein Schmetterling, und daß er sie nicht ergreifen könne. Auch war er zu krank und müde, der Leidenschaft des Zornes und der Eifersucht sich zu ergeben, sein Befinden verschlimmerte sich so sehr, daß er mit seiner Tante nach dem Süden reisen mußte.

Ehe er fortging, nahm er noch Abschied von Hermann und Leile. Sie gingen durch den Schönbrunner Park mit einander.

Edi war in glücklicher Laune. Er träumte wieder Wunderschönes vom Süden. Dort war seine Heimat. Der Süden, die italienische Sprache, der andere Himmel, die andern Menschen, die Gelände voller Wein, die farbenreichen Bilder, das Meer, das Meer, der Traum. Dort war eine neue Heimat. „Dort werde ich gesund werden, ich fühl' es, meine Arme werden kräftig werden zum Rudern," sagte er, indes er vor Kälte und Fieber schauerte und seine Wangen ganz rot waren, seine Augen glühten. „Ich werde Gedichte machen und lernen, Unendliches

werde ich lernen, und überall werde ich die Schönheit sehen, überall wird sie mich grüßen . . ."

„Ja, Edi, das wird ein großes Glück sein, du wirst viel Schönes sehen," sagte Leile.

„Aber es ist dir ja zu kalt zum Gehen," sagte Hermann. Es war ein stürmischer Tag. „Komm, gehen wir lieber zu dir nach Hause."

Edi aber bestand darauf; Schönbrunn hatte er sehr gern.

„Das hier ist das einzige, wo man vom Süden träumen kann. Das gelbe Schloß könnte irgendwo in der Campagna stehen und alle diese bewegten Marmorfiguren und diese Laubengänge, die jetzt alle vom Schnee schwer sind. Da ist ja die Orangerie. Unten aber werde ich diese Bäume blühen sehen. Leile, du Lehrerin, wie blüht die Orange?"

„Weiß, Edi, eine weiße Blüte hat sie."

„Ja, und dort wächst der Lorbeer im Freien, das muß wunderlich sein, wenn man so einen Lorbeerzweig pflücken kann unter einem strahlenden Himmel, unter Menschen, welche diese große Sprache sprechen, deren jedes Wort ein Glück ist zu hören und zu verstehen. Dort müßten wir geboren sein . . ."

Leile ging neben den beiden Freunden, schweigsam und traurig. Langsam fühlte sie eine große, furchtbare Schuld aufwachsen, die sie begangen, ohne schuldig zu sein. Sie hatte ihn verlassen, wie ein Stück Sehnsucht weicht und

einem leeren Leben Platz macht. Aber sie liebte. Und das war ihr Recht. Sie sehnte sich, und auch sie durfte sich einen südlichen Himmel von Leidenschaften und Begierden wünschen, wie Edi. Aber ob sie Hermann liebte! ... wenn nicht? Sie wußte es ja nicht. Aber daß sie zweifeln konnte ... Dann war ihre Schuld groß.

Die Bäume brausten im Wind, und man sah alle ihre Äste nach dem Willen des Sturmes bewegt ... Und sie selbst fühlte ihn im Haar, das aus der Mütze wehte, in den Kleidern, die flatterten und sich bauschten ...

Edi strengte sich mit lautem Sprechen an, übersah seinen Husten und lachte viel, er sprach immer von dort und von der großen Heimat.

Hermann hörte ihm zu, lächelte freundlich und bekräftigte alles. Endlich kam das Gespräch auf ihr Verhältnis zu einander.

Edi sagte: „Leile, mach' dir nichts draus, daß du mich nicht lieb hast, was du mir warst, kann mir niemand nehmen, auch du nicht. Und was du mir gegeben hast; wirst du mir ja nicht wegnehmen wollen, nicht wahr? Du bist ja noch reich genug. Du hast mir den Frühling gezeigt. Ich war so ein Bub, ich liebte nur den Geruch des Flieders und der Veilchen und den Schlag der Vögel und den ganzen Begriff des Blühens. ... Du aber bist zu mir gekommen und hast mich geküßt, und seitdem hab' ich gewußt, die Natur selbst einmal an meiner Brust gehabt zu

haben, einmal Lippe an Lippe. Übrigens ist alles ein Gerede ... Vielleicht hab' ich nicht einmal dich so lieb gehabt, als den Garten, wo wir waren, als die Stunde, als den Augenblick, als das Gefühl deiner feuchten, duftenden Lippen, die ich spürte, als den Geruch deines Haares, den ich atmete ... Nun bist du weggegangen. Aber ich brauchte dich nicht zu halten, und nicht von deinem Willen hängt es ab, dich zu geben und zu nehmen, ich habe dich einmal einen Augenblick in meinen Armen gehabt, und meine Seele hat dich ... Wo ich bin, bist du ... Auf Wiedersehen in Italien ... Dort wirst du mir begegnen, in jedem Bild, das ich sehe, in jedem Mädchen, das ich sehe ... Und du, Hermann, wirst wohl nicht eifersüchtig sein, du müßtest so gut auf die Luft eifersüchtig sein und auf die Blicke ..."

Dann schwiegen sie alle drei. Denn es war doch schwer, davon zu sprechen, und schwer, davon zu schweigen, sie kehrten um und waren gegen Abend zu Hause. Im Zimmer des Fräuleins Münchreiter. Das Fräulein begrüßte sie:

„Aber, Edi, bei solchem Wetter gehst du aus, da soll dir besser werden, schau, wie du hustest. Du fieberst gewiß. Ich trau' mich ja gar nicht fortzufahren mit dir."

Edi lächelte ruhig. „Laß nur gut sein, ich hab' doch von Schönbrunn Abschied nehmen müssen."

Die Tante brachte den Thee herein. Sie

scherzte, aber indes sie um ihre Gäste besorgt oder ins Gespräch vertieft schien, schaute sie immer mit ängstlichen Seitenblicken auf Edi, der ruhig lächelte, wie im Traum.

Endlich bat er: „Hermann, sing' mir noch zum Abschied etwas ... Die Tante wird dich begleiten, — nicht wahr?“

Man blätterte in den Noten, auf einmal sagte er: „Da, den ‘Wanderer’ will ich haben ...“

Die Tante setzte sich. Sie begleitete bescheiden und schön. Hermann sang kräftig, seine Stimme war zu laut, sein Vortrag zu gelassen für dieses sehnsuchtsschwere und bebende Lied. Das alte Fräulein Münchreiter aber wiegte ihr kleines, mageres Körperchen nach diesen schwebenden Figuren der Begleitung und neigte den Kopf nach den Wellen des Gesanges und hatte einen seltsamen Zug um den Mund, lächelnd und voll Elend ...

„Ich wandre still, bin wenig froh ...“

Edi schaukelte in seinem Sessel und ließ sich von dem dunkeln Gesange wiegen ...

Das Zimmer lag im Dunkel. Nur am Klavier strahlten die Blenden der kleinen Lampen. Er sah seine kleine, häßliche Tante, wie sie sich wiegte und schwang, wie sie sich und ihn halb vergaß beim Spiel, er sah Hermann, der an nichts dachte, als an den Wohllaut, den er beherrschte und gab, er sah dieses gutmütig schöne

sondern zu freuen schien. — Durch die geöffnete Thür blickte man in das Nebenzimmer, welches dem Hermann gehörte, dort war ein Erker mit Butzenscheiben und zwei hohe Bücherschränke, der Flügel und ein paar hochlehnige, unbequeme, grünbezogene Fauteuils. Die übrige Wohnung war vermietet.

So schien alles eine gewisse Vornehmheit zu bewahren, hinter der die Armut doch hervorsah, alles war peinlich sauber und sorgfältig und geradezu geziert elegant, aber doch sparsam, vorsichtig und genau hergerichtet, Handarbeiten schmückten das Zimmer und verdeckten manches wohlfeile Möbelstück. An den Fenstern hingen gestickte Vorhänge, über dem Tisch lag eine sehr schön mit Purpur gestickte altdeutsche Decke, auf der Kredenz ein Läufer mit anmutigen Arabesken. Nur ein paar altmodische silberne Leuchter und sonst ein paar wertvollere Gegenstände verrieten die bessere Vergangenheit. Der Baron Mensdorf hatte im 73er Jahr sein Vermögen verloren und seine Witwe mit ihrem kleinen Sohn recht arm zurückgelassen. Die Erbschaft reichte gerade aus, diese Villa zu kaufen, und zu einer winzigen, jährlichen Rente, worein sich jedoch die Baronin umso leichter fügte, weil sie aus einer armen Bürgerfamilie herstammte, wegen ihrer großen Schönheit vom Baron entdeckt und geheiratet wurde. In der Muße ihres Ehe- und Witwendaseins hatte sie mit einer fast fieberhaften Be-

gierde gelesen; sie hatte französisch gelernt, — wollte sie die frechen Bücher lesen und lernte sie deshalb die Sprache, oder las sie die frechen Bücher, um die Sprache daraus zu lernen? — genug, sie war überaus eifrig. Sie las alle deutschen Werke von Bedeutung, dann Geschichte, dann ästhetische Sachen, dann sogar einiges aus der Philosophie. Und alles dies mit der gleichen feurigen Energie, mit der sie früher als junge Frau ihrem Vergnügen gelebt. So hatte ihre Bildung etwas Ungeordnetes, aber Lautes und Imponierendes, ihr Wissen war breit, nicht tief, wegen seines Umfanges bei einer Frau ihrer Herkunft unerhört und erstaunlich, weshalb sie gern darauf die Aufmerksamkeit der Leute lenkte und selbst nicht ohne Anmut im Scherz und mit einer gewissen Eitelkeit die Erinnerung auf ihre einstige Schönheit brachte, die gewiß auf anderes Glück hindeutete, als auf das Studium römischer Altertümer oder des Voltaire. So hatte sie ihren Sohn erzogen, auf seine starke, jugendliche Schönheit stolz, auf die eigenen Züge eitel, die sie in ihm wiederfand, wollte sie einerseits aus ihm etwas Glänzendes, Prächtiges machen, andererseits wieder ihre unbedingte Herrschaft über ihn bewahren und ihn durch die Energie ihres Verstandes lenken. So schien er ihr zum Sänger geschaffen. Auf dem Gymnasium taugte er gerade nicht besonders, er absolvierte seine acht Jahre mit vieler Mühe, so war sein Wissen

kein ordentliches, da er zu faul war, sich zu Hause mit etwas anderem als den notwendigsten Schulaufgaben zu beschäftigen, und meistens am Klavier saß, phantasierte, oder bloß auf dem Sofa lag und in die Luft schaute. Dieser Müßiggang war ihr gerade recht, weil er ihr die Herrschaft des Spottes und ironischer Behandlung und sogar der Überlegenheit über ihren Sohn sicherte, der für sie immer 'der Bub' blieb, wenn er auch ein großer Sänger werden sollte, worauf sie ihn vorbereitete. So blieb Hermann wie ein ungelenker, brummiger Bär neben ihr, war ihr mit der kindischesten Anhänglichkeit zugethan, ertrug alle Launen der alternden Frau, die ohne Bewunderung in Armut verkümmern und durch zunehmendes Alter bei abnehmender Schönheit die Bewunderung nicht mehr zu verdienen wußte. Sie führte das Hauswesen ohne Dienstboten, sie besorgte alles, kaufte ein, kochte und hatte sich Hermann gut abgerichtet, der sich selbst die Kleider und Schuhe bürstete, sogar zur Not den Herd bestellen, die Lampen putzen konnte. Er war selbst oft genug ebenso launisch wie die Mutter, dann schrien sie sich in der derbsten Weise an, um endlich über ihren groben Ärger zu lachen und jedes das andere im Stillen liebend zu bewundern. Mit ihrer Überlegenheit drückte ihn die Baronin beständig nieder, und ihr ganzes Erziehungssystem bestand darin, nie locker zu lassen. Auf der Universität gab er Stunden,

wovon er ihr einen ziemlichen Betrag ablieferte. Für den Rest bestritt er Kleider, Gesangsstunden und Vergnügungen. Trotz vieler Geldsorgen war die Mutter doch von einer heitern Gelassenheit. Dabei ließ sie es sich nicht nehmen, ihre einst im größten Maaß geübte Gastfreundschaft zu pflegen; unter den Freunden ihres Sohnes, lauter jungen, enthusiastischen Leuten, glänzte sie, sowohl durch die Erinnerungen, die ihre jetzige Armut und ihre alternden Tage überschimmerten, als durch die laute Lebhaftigkeit ihrer Rede, durch die Kunst, mit der sie ihr Wissen und ihre Bildung ins rechte Licht setzte. Und wie manche Gesichter von Frauen nicht durch eine tadellose Schönheit wirken, die oft genug Langweile, statt Bewunderung erweckt, sondern durch eine reizende Unregelmäßigkeit entzücken, so gab gerade die launenhafte und improvisierte Ausbildung ihres Geistes ihrem Gespräch einen gewissen Reiz, ihren Worten einen bizarren Schwung und ihrer Phantasie eine originale Richtung.

Zu den ständigen Gästen ihres Hauses gehörte Willi, der Sohn ihrer jüngern Schwester, der mit Hermann gleichaltrig war, noch weniger als er in der Schule taugte, aber nicht aus geringer Begabung, sondern aus einem Hang zur Träumerei, ein stiller, blasser Knabe, der vor allem die Anlage besaß, sich unglücklich und im Unglück wieder reich und beseligt zu fühlen.

werden, dazu hab' ich kein Talent, und dann ist es auch fad. Weißt du ..."

„Nun, wir haben ja noch Zeit, uns das zu überlegen ... Gelt? ..."

Einstweilen nahm er ihren Arm, und sie fühlte ihn sehr groß und erhaben neben sich gehen.

„Du bist ein großer Kerl ..."

In der Einsiedelei jausten sie zusammen. Im Winter war nur ein kleines Zimmer für die seltenen Gäste offen. Es war warm und behaglich. Leile schenkte den Kaffee ein und sorgte, daß Hermann das meiste Schlagobers bekäme, was er sich gerne gefallen ließ. Sie blätterten auch die 'Fliegenden Blätter' zusammen durch und lachten über die Bilder und Witze. Und wenn ihr etwas gut gefiel, reichte sie Hermann das Heft nahe hin, wobei er ihre Hand küßte, was immer ihren lebhaften Protest wegen des Kellners erweckte, der nichts zu sehen schien und doch beflissen lächelte. Dann mußte sie dem Hermann zuliebe sogar eine Zigarette rauchen, er rauchte nicht wegen seiner Stimme, freute sich aber unbändig, wie sie sich ganz furchtsam die Zigarette entzündete, ängstlich die Lippen spitzte, vorsichtig den blauen Rauch ausströmen ließ. Er freute sich, wie ihr der gute Duft behagte und sie sich wohlig streckte und schaukelte, ihn lustig ansah und freudig plauderte, von nichts und allem und den blassen,

blauen Wolken nachsah, die sich in dichten Linien durch das Zimmer zogen.

Als es dämmerte, gingen sie fort.

Im Freien löste dann Hermann ihren Arm aus dem seinen. Sie waren schnell gegangen. Auf einmal stand er . . . Sie erschrak . . .

Er breitete seine Arme aus. Nun schien ihr seine große Gestalt im Dunkel größer und fast angsterregend. Er umschloß sie . . .

Mit einem lauten Jauchzer hob er sie zu sich hinauf und küßte sie . . .

* * *

Hermann erzählte Leile viel von seiner Mutter, sie habe so viel gelesen, sei voll Wissen und Energie, vor ihr sei er wie ein dummer Bub, und sie sei einmal sehr schön gewesen, durch ihren kräftigen und dauernden Entschluß habe sie sich zur Bildung emporgehoben. Er habe auch seiner Mutter von Leile gesprochen, und diese habe recht herzlich gelacht über beide und Leile durch ihn einladen lassen. Sie solle denn am Sonntag hinüberkommen. Da werde auch sein Freund und Cousin, der Dichter, Willi, da sein und dessen Flamme, eine blonde Konservatoristin. Es werde sehr hübsch sein.

Leile hatte ein wenig Angst vor Hermanns Mutter, schon vor der Fremden, die allzuviel um sie wußte, ihre Scham machte sie davor zittern, daß man von ihren Lippen wüßte, daß

sie geküßt worden, und von ihrem Wesen, daß es sich angeschmiegt, und gerade die Mutter ihres Freundes schien ihr wie ein arger Feind, seine Freunde mochten es immerhin wissen, aber seine Mutter! ... Sie fühlte dunkel, sie hatte es auch beim Fräulein Münchreiter und bei ihrer eigenen Mutter gesehen, daß dem mütterlichen Gefühl die Zärtlichkeit und Liebe von Fremden zu ihrem Kind etwas Ungeheueres ist. Darum legte seine Mutter vielleicht die Liebe Hermanns zu ihr wie ein Kinderspiel aus, sei es, um sich selbst und ihre Eifersucht zu beruhigen, sei es, um Hermann scheinbar unschuldig zu verletzen, indem sie ihn eines großen Ernstes nicht für fähig hielt und seinen Jubel scherzhaft nahm, sein Vertrauen, seine Zuversicht ein wenig spöttisch und geringfügig behandelte.

Sie zog sich sehr sorgfältig an, am Sonntag, als ob sie einer Feindin ihre Schönheit zeigen wollte, sie durch ihr ganzes Wesen zu rühren und zu bezwingen.

Sie legte ihr Haar in einer einfachen, starken Windung um das Haupt und strich es aus der Stirn. Nur ein paar lose Löckchen flatterten hervor. Sie zog eine weiße, seidene Blouse an, ganz knapp an den Leib geschlossen mit einem großen Spitzenkragen und Spitzenmanchetten, oben ein wenig ausgeschnitten, so daß ihr schlanker Hals frei war, um den ein einfaches goldenes Kettlein lag, der einzige

Schmuck, den sie hatte. Um den Hals legte sie dann, als sie fortging, einen solchen schmalen Kragen aus braunem Pelz mit einem Iltiskopf, dessen Zähne zugleich in den Schwanz bissen und das Kätzchen warm und dicht schlossen. So ging sie hinüber.

Hermann öffnete ihr gleich. „Servus, Leile," begrüßte er sie laut und führte sie mit geräuschvoller Fröhlichkeit zu seiner Mutter ins Zimmer.

„Ah, seien Sie mir herzlich willkommen, Fräulein . . . Ich darf ja auch Leile sagen, nicht wahr?"

Eine große, stattliche, etwas korpulente Frau kam ihr entgegen und führte sie an der Hand zum Sofa . . .

Die Mutter Hermanns war vielleicht schon fünfzig Jahre alt, breit und stark, das Gesicht hatte trotz seines lebhaften Bemühens zur heitern Freundlichkeit einen mehr energischen, als gütigen Ausdruck, es verriet die Spuren jener wilden, sonderbaren, fast männlichen Schönheit der Frauen 'von Rasse'. Sie hatte lebhafte, graublaue Augen, eine scharfgeschwungene Nase. Nur die Wangen und das Kinn waren zu voll, um die Linien ihres Gesichtes schön zu bewahren, und der Mund erschien zu schmal, seine abwärts gezogenen Winkel gaben ihm etwas Böses, was vielleicht nicht in ihr lag, denn sie lachte viel und laut, sprach viel, selbstgefällig und ver-

weilte bei dem Verschiedensten, beherrschte das ganze Gespräch, ja schien sich eben bei dieser Herrschaft und nur bei ihr sicher und in ihrem Element zu fühlen. So herrschte ihre Stimme über das Gewirr einer ganzen Gesellschaft und ihr ganzes Wesen war auf diese Wirkung der Konversation mit Fremden und Gleichgiltigen berechnet, denen man räumlich so nahe, innerlich so gelassen fremd ist. Sie sprach von allem Möglichen, was den Tag erfüllte, über neue Bücher und über die gegenwärtigen Helden, über Politik, über Kunst, über das Theater, immer mit der gleichen, lauten, lärmenden Heiterkeit, sie lachte stark über ihre witzigen Bemerkungen, erzählte gern von ihrer Jugend und liebte es, ihre einstige Schönheit erraten zu lassen, und daß sie überaus gefeiert gewesen. Ihren Sohn behandelte sie mit einer gewissen derben Zärtlichkeit, recht von oben herab wie einen Jungen, sei es, um ihre geistige Macht zu zeigen, oder aus einer gewissen Eitelkeit, wenn sie schon nicht als jung, schön, liebenswert genommen werden konnte, doch nicht für gar zu alt zu gelten. Von dem Leben der zwei Kinder sprach sie garnicht, behandelte alles wie selbstverständliche Thatsachen, von denen es sich wegen ihrer Belanglosigkeit nicht weiter zu reden verlohne, und benahm sich Leile gegenüber vornehm-freundlich, ja sogar spöttisch-zärtlich. Sie war lebhaft, übermütig, dabei von dem gewissen ungenierten Cynismus alternder Frauen,

wie eine gleichmäßig schnelle, laute Musik, allegro con brio. Leile saß neben ihr und wußte nicht recht, was beginnen, so schwieg sie meist und markierte ihre Teilnahme an der Unterhaltung, welche ohnedies fast ganz von der Baronin besorgt wurde, bloß durch ein Lächeln oder durch eine leise Zustimmung. Derweilen konnte sie sich das Zimmer ansehen. Es war mit einer kümmerlichen Eleganz hergerichtet. Alte, ein wenig verschlissene, aber sorgfältig gebürstete Teppiche bedeckten den Boden, einfache, glatte Kasten, eine altmodische Kredenz, ein kleines, wie es schien, wertvolles Bild, vielleicht eine Kopie nach einem Niederländer, hing an einer Wand, zwei Spieler darstellend. Und über dem Sofa ein Porträt der Hausfrau aus früheren Jahren, in dem seltsam frivol bürgerlichen Stil der Vierzigerjahre. Da waren ihre jungen Züge gut herausgebracht, sie trug auf dem Bilde eine hohe, kunstreiche Frisur; ihre Augen schienen zu leuchten und jedem freundliche Glut zu verheißen; ihr Mund, halbgeöffnet, ließ die blendenden Zähne durchschimmern. Der Hals und die wundervolle Büste waren frei. Die Haut hatte ein mattes, gelbes Inkarnat, wie schimmerndes Elfenbein. Das Spitzenhemd war über eine Schulter gesunken, so daß noch die Achsel sichtbar war und fast der üppige Schwung des Busens. — Leile sah mit häufigen Seitenblicken auf dieses Bild, was die Baronin nicht zu stören,

sondern zu freuen schien. — Durch die geöffnete Thür blickte man in das Nebenzimmer, welches dem Hermann gehörte, dort war ein Erker mit Butzenscheiben und zwei hohe Bücherschränke, der Flügel und ein paar hochlehnige, unbequeme, grünbezogene Fauteuils. Die übrige Wohnung war vermietet.

So schien alles eine gewisse Vornehmheit zu bewahren, hinter der die Armut doch hervorsah, alles war peinlich sauber und sorgfältig und geradezu geziert elegant, aber doch sparsam, vorsichtig und genau hergerichtet, Handarbeiten schmückten das Zimmer und verdeckten manches wohlfeile Möbelstück. An den Fenstern hingen gestickte Vorhänge, über dem Tisch lag eine sehr schön mit Purpur gestickte altdeutsche Decke, auf der Kredenz ein Läufer mit anmutigen Arabesken. Nur ein paar altmodische silberne Leuchter und sonst ein paar wertvollere Gegenstände verrieten die bessere Vergangenheit. Der Baron Mensdorf hatte im 73er Jahr sein Vermögen verloren und seine Witwe mit ihrem kleinen Sohn recht arm zurückgelassen. Die Erbschaft reichte gerade aus, diese Villa zu kaufen, und zu einer winzigen, jährlichen Rente, worein sich jedoch die Baronin umso leichter fügte, weil sie aus einer armen Bürgerfamilie herstammte, wegen ihrer großen Schönheit vom Baron entdeckt und geheiratet wurde. In der Muße ihres Ehe- und Witwendaseins hatte sie mit einer fast fieberhaften Be-

gierde gelesen; sie hatte französisch gelernt, — wollte sie die frechen Bücher lesen und lernte sie deshalb die Sprache, oder las sie die frechen Bücher, um die Sprache daraus zu lernen? — genug, sie war überaus eifrig. Sie las alle deutschen Werke von Bedeutung, dann Geschichte, dann ästhetische Sachen, dann sogar einiges aus der Philosophie. Und alles dies mit der gleichen feurigen Energie, mit der sie früher als junge Frau ihrem Vergnügen gelebt. So hatte ihre Bildung etwas Ungeordnetes, aber Lautes und Imponierendes, ihr Wissen war breit, nicht tief, wegen seines Umfanges bei einer Frau ihrer Herkunft unerhört und erstaunlich, weshalb sie gern darauf die Aufmerksamkeit der Leute lenkte und selbst nicht ohne Anmut im Scherz und mit einer gewissen Eitelkeit die Erinnerung auf ihre einstige Schönheit brachte, die gewiß auf anderes Glück hindeutete, als auf das Studium römischer Altertümer oder des Voltaire. So hatte sie ihren Sohn erzogen, auf seine starke, jugendliche Schönheit stolz, auf die eigenen Züge eitel, die sie in ihm wiederfand, wollte sie einerseits aus ihm etwas Glänzendes, Prächtiges machen, andererseits wieder ihre unbedingte Herrschaft über ihn bewahren und ihn durch die Energie ihres Verstandes lenken. So schien er ihr zum Sänger geschaffen. Auf dem Gymnasium taugte er gerade nicht besonders, er absolvierte seine acht Jahre mit vieler Mühe, so war sein Wissen

kein ordentliches, da er zu faul war, sich zu Hause mit etwas anderem als den notwendigsten Schulaufgaben zu beschäftigen, und meistens am Klavier saß, phantasierte, oder bloß auf dem Sofa lag und in die Luft schaute. Dieser Müßiggang war ihr gerade recht, weil er ihr die Herrschaft des Spottes und ironischer Behandlung und sogar der Überlegenheit über ihren Sohn sicherte, der für sie immer 'der Bub' blieb, wenn er auch ein großer Sänger werden sollte, worauf sie ihn vorbereitete. So blieb Hermann wie ein ungelenker, brummiger Bär neben ihr, war ihr mit der kindischesten Anhänglichkeit zugethan, ertrug alle Launen der alternden Frau, die ohne Bewunderung in Armut verkümmern und durch zunehmendes Alter bei abnehmender Schönheit die Bewunderung nicht mehr zu verdienen wußte. Sie führte das Hauswesen ohne Dienstboten, sie besorgte alles, kaufte ein, kochte und hatte sich Hermann gut abgerichtet, der sich selbst die Kleider und Schuhe bürstete, sogar zur Not den Herd bestellen, die Lampen putzen konnte. Er war selbst oft genug ebenso launisch wie die Mutter, dann schrien sie sich in der derbsten Weise an, um endlich über ihren groben Ärger zu lachen und jedes das andere im Stillen liebend zu bewundern. Mit ihrer Überlegenheit drückte ihn die Baronin beständig nieder, und ihr ganzes Erziehungssystem bestand darin, nie locker zu lassen. Auf der Universität gab er Stunden,

wovon er ihr einen ziemlichen Betrag ablieferte. Für den Rest bestritt er Kleider, Gesangsstunden und Vergnügungen. Trotz vieler Geldsorgen war die Mutter doch von einer heitern Gelassenheit. Dabei ließ sie es sich nicht nehmen, ihre einst im größten Maaß geübte Gastfreundschaft zu pflegen; unter den Freunden ihres Sohnes, lauter jungen, enthusiastischen Leuten, glänzte sie, sowohl durch die Erinnerungen, die ihre jetzige Armut und ihre alternden Tage überschimmerten, als durch die laute Lebhaftigkeit ihrer Rede, durch die Kunst, mit der sie ihr Wissen und ihre Bildung ins rechte Licht setzte. Und wie manche Gesichter von Frauen nicht durch eine tadellose Schönheit wirken, die oft genug Langweile, statt Bewunderung erweckt, sondern durch eine reizende Unregelmäßigkeit entzücken, so gab gerade die launenhafte und improvisierte Ausbildung ihres Geistes ihrem Gespräch einen gewissen Reiz, ihren Worten einen bizarren Schwung und ihrer Phantasie eine originale Richtung.

Zu den ständigen Gästen ihres Hauses gehörte Willi, der Sohn ihrer jüngern Schwester, der mit Hermann gleichaltrig war, noch weniger als er in der Schule taugte, aber nicht aus geringer Begabung, sondern aus einem Hang zur Träumerei, ein stiller, blasser Knabe, der vor allem die Anlage besaß, sich unglücklich und im Unglück wieder reich und beseligt zu fühlen.

Dieser wurde also erwartet mit seiner 'Flamme', einer jungen, achtzehnjährigen Konservatoristin, die er mit der reinsten Anbetung und keuschesten Sehnsucht liebte, ohne daß sie sich aus ihm viel machte. Das wurde denn von der Baronin umständlich mit guter Laune besprochen, Leile hörte diesem allem wie Fremdem, Gleichgiltigem zu, nur wunderte sie sich, daß diese Frau die schönste Leidenschaft so hübsch als Gegenstand eines witzigen und heiteren Gespräches benützte, wo doch die bloße Ehrfurcht vor der reinen und innigen Neigung eines Jünglings, die, wie es schien, vergebens um Erhörung bat, ein schweigendes oder trauervolles Mitgefühl zu verdienen schien, umsomehr bei einem Nahverwandten. Und Hermann schalt nur in seiner derben und ungeschlachten Weise auf den armen Burschen. „Warum ist er so dumm, wer schafft ihm's, sich in eine Gans zu verlieben, die ihn gar nicht versteht und weiß Gott was für eine 'Wurzen' haben will."

Leile aber lächelte und sagte bloß: „Wer schafft's einem!" und dachte an das höchst unvorsichtige Herz des Menschen.

Da trat Willi ein . . .

„Ah Willi, lupus in fabula . . ." Man war nicht einmal verlegen.

Willi lächelte schüchtern und begrüßte die Freunde.

Er war von hoher, schlanker Gestalt, sein

Gesicht nicht schön, aber durch den traurigen und zärtlichen Blick, der alles voll Liebe und Wehmut zu umfangen schien, zu einer gewissen Würde und Sanftmut erhoben. Sein braunes Haar stand breit um die Stirn. Seine Bewegungen waren lässig, als sei ihnen, was sie thun mußten, höchst gleichgiltig. Aber sein ganzes Wesen war ungezwungen, sogar heiter, und man sah an ihm die ganze Sehnsucht nach Glück und Freude, die ihn sogar bei eigenem Kummer sich über die Freude der andern freuen ließ. Im Gegensatz zu Hermann hatte er etwas Zartes, Feines, Prinzenhaftes in seinem durchaus natürlichen Betragen und war durch die vergebene Leidenschaft von Ernst und Feuer durchglüht.

Leile mußte an den fernen Edi denken, mit dem sie ihn fast vergleichen mochte.

Endlich kam auch Stephanie, die Konservatoristin. Ein blondes Mädchen, mit dem hübschen, leichtfertig lächelnden Wiener Gesicht, ganz umstrahlt und umspielt von dem schönsten Glanz ihres üppigen Haares, mit koketter Sorgfalt gekleidet, mit schlankem Wuchs und üppigem Busen und hell lachend.

„Wenn die Steffi kommt, geht ordentlich die Sonne auf,“ meinte die Hausfrau.

Leile sah Willi lächeln.

Stephanie kümmerte sich jedoch gar nicht sonderlich um ihn, sondern verstrickte sich in der

heitersten Weise in einen boshaft-scherzenden Streit mit der Baronin, parierte Hermanns derbe Anspielungen in der ungeniertesten Weise und übersah Leile mit einigem Hochmut.

Endlich wurde musiziert.

Hermann spielte und sang. Seine Stimme dröhnte. Aber sie schien hart und überlaut . . . Auch die Lieder gefielen Leile nicht.

Steffi wurde aufgefordert, zu deklamieren. Sie ließ sich nicht lange bitten, sondern trat mit Stolz und wie eine gefeierte Künstlerin auf, verbeugte sich und trug irgend eine abgeschmackte Sache mit den einstudiertesten Betonungen und der gewissen allzudeutlichen Vokalisierung der Conservatoristinnen vor, fand aber großen Beifall.

So verging der Abend. Zuweilen benutzte Hermann einen unbewachten Augenblick, um Leile zu größerer Lebhaftigkeit aufzumuntern, da er sich ihrer Stille schämte, die er für Verlegenheit ansah, indes sie Unbehagen war, er sah Leile der allgemeinen Teilnahmslosigkeit verfallen und wollte sie doch vor allen gefeiert und bewundert wissen.

Man trennte sich dann unter großer Herzlichkeit und lachend, indes alle das Gefühl eines unbefriedigenden Beisammenseins mit sich trugen.

Leile legte sich gedankenvoll schlafen. Zum erstenmale dachte sie an Edi seit seiner Abreise und an die unglückliche Liebe dieses Willi.

*　　*　　*

Der Winter ging unter zahllosen Liebeswanderungen hin. Leile und Hermann gingen durch die Stadt und über Land. In ihnen war ein heiteres Blühen, eine große Freudigkeit. In der Stadt gingen sie auf dem weichen Schnee wie auf Teppichen in einem wunderbaren Schlosse. Sie sahen zusammen die köstlichen Bilder der Museen, sie erlustigten sich in den verzauberten winterlichen Gärten Schönbrunns an den lachendsten Küssen, warfen Schneeballen wie Kinder und stritten miteinander vor den ein wenig affektierten Statuen, oder sie waren ernst vor dem nachgeahmten römischen Triumphbogen, dessen zerbröckelte Pforten sie erstiegen, wie ein Cäsar mit irgend einer kleinen erbeuteten Zauberin.

Oft aber fühlte Leile etwas wie Schauer oder Furcht aufsteigen, denn Hermann war von herrschsüchtigem und eigenmächtigem Wesen, sein Wille war durch keinerlei Klugheit oder Rücksicht gebändigt, also Laune, dabei nicht von zarter, sondern robust befehlerischer Art der Äußerung, Leile wie seine Beute betrachtend. Er liebte sie wie ein kostbares und zierliches Spielzeug und war doch voll Verdruß, wenn sie ihren gleichfalls energischen, aber klugen Willen gegen seinen setzte. Durch ihre ruhige, ein bißchen überlegene Art brachte sie ihn oft genug außer sich, dabei schien er sie zu beherrschen; in Wahrheit aber lenkte sie ihn, jedoch nur mit dem ruhigen Bewußtsein des Rechten und Passenden.

Seine Stimme machte weniger Fortschritte, als er gehofft hatte. Es war nicht so leicht, ein großer Sänger zu werden, als sich danach zu sehnen oder es sich einzubilden. Er sang rauh, die Töne waren unförmlich und gehorchten weder seinem Gefühl noch seinem Verstand; er wußte sie weder weich noch einschmeichelnd anzusetzen, und nur ein derber, breiter Vortrag gelang ihm, indes er sich einen bezaubernden, sanften, lockenden gewünscht hätte. Dazu kam seine unbesiegbare Faulheit und Unthätigkeit in den andern Dingen, die ihm nicht etwa im einzelnen quälend zum Bewußtsein kam, sondern nur als üble Laune und arges Mißbehagen sich äußerte. Er war an der Universität inskribiert für Kunstgeschichte, hörte aber weder Vorlesungen, noch arbeitete er etwas, las auch zu Hause nichts Ordentliches, sondern gab höchstens seine Stunden, spielte Klavier, sang seine Übungen und ärgerte sich, daß er nicht weiter kam. Die Mutter, die ihn zu Ruhm und besserem Gelingen gern weitergepeitscht hätte, kannte in natürlicher Eifersucht kein anderes Mittel, als indem sie Leile als dauerndes und unerbittliches Hindernis für ihn hinstellte, zugleich seine Eitelkeit anstachelnd, daß er, dem nicht eine, sondern eine ganze Menge der schönsten Weiber angehören würden, als einem berühmten Künstler, nun sich mit einem kleinen, eigentlich armseligen Geschöpflein dauernd verbinde, die er nur jetzt, keine Frauen kennend, die er-

habene Schönheit des Wechsels und der Neuheit nicht achtend, für voll nehme. Sie werde immer nur das kleine Mädchen bleiben, ihn aber werde das Weib einst locken und ergreifen, dann stünden ihm große Kämpfe bevor, und Leile, die gleichaltrige, werde dann schon verblüht sein, wenn er in das schönste und kräftigste Mannesalter getreten.

Mit diesen und ähnlichen, anscheinend wohlgemeinten, in Wahrheit quälenden und ungerechten Vorwürfen, die die heuchlerische Gestalt von Ratschlägen annahmen, verwirrte sie den armen Jungen bis zu einem ungerechten Zorn. Seine schlechte Laune schlug in unbegründete Wut um, sein Unbehagen fand nun einen Boden, Wurzel zu schlagen. Er nahm seine Liebe selbst nicht ernst und meinte fast, es sei nur seine unbestimmte Sehnsucht nach dem Weibe, die ihn zu Leile geführt, als dem ersten Frauenwesen, das zierlich seinen Weg gekreuzt, ja oft meinte er, durch ein listiges, frevelhaftes Spiel gefangen worden zu sein.

So kam er dann zu Leile. Sie erriet es gleich, wenn er so mißgestimmt war. Dann sprach er nichts, kaute an seinem Schnurrbart, und wenn sie, um ihn aus seinem argen Gemütszustand herauszujagen, mit einem innern Beben leise Scherze vorbrachte, brummte er meist irgend etwas Unverständliches, war aber so hilflos, daß er ihr meist am Schluß die Reden der Mutter

eingestand, um so seine eigenen gleichen Befürchtungen zu decken. Und sie lächelte dann immer überaus traurig und meinte, sie hielte ihn doch gar nicht, gut, es sei also nur ein Spiel, sie wolle fortgehen, wann es ihm beliebe, übrigens auch wann es einmal ihr beliebe, und sie halte ihn doch von nichts und niemand ab, nicht einmal von den schönsten Weibern. Er möchte nur die Welt erobern, ihr wär' es wahrhaft lieb. Dann sah er wohl seine äußerste Thorheit und seinen kläglich unselbständigen Sinn ein, und seine Laune, sein Zorn schlug in ebenso heftige Leidenschaft und Zärtlichkeit um, sei es, daß er sein Unrecht durch doppelte Liebe gut machen oder seine Zweifel überküssen oder seine Stetigkeit und Beständigkeit sich selbst beweisen wollte.

Dann ergriff er sie mit einem fast wilden Lachen und hob sie zu sich empor, preßte sie an sich.

Und langsam sah Leile etwas Neues in sich emporwachsen, etwas, das ihr furchtbar und unerhört schien. Sie spürte seinen Körper ganz an ihren gepreßt, sie wußte, daß er ihren Busen an seiner Brust fühlen mußte, sie fühlte ihr ganzes Wesen aufglühen und schauerte in ihren Gedanken vor dieser neuen Leidenschaft, die sie ebensowenig begriff als beherrschte. Nur, daß sie niemals so geküßt, oder an solche Küsse gedacht, wußte sie ...

Wenn sie dann, von sanfter Müdigkeit erfüllt, nach Hause kam, schlich eine leise, süße

Trauer über sie, und in Gedanken erneute sie oft die Umarmungen, in denen sie gewesen. Dann fühlte sie nochmals diese Inbrunst seiner Küsse auf ihren Lippen, sie fühlte diese ganze neue Glut durch ihren Leib emporsteigen und das Erröten ihrer heißen Wangen. Dann wurde sie sich wie durch einen Schrecken oder durch einen Zauber fremd und ihres Körpers bewußt, sie spürte die feine Wölbung ihrer Brust und die Linien ihrer Glieder. Die Kleider beengten sie, und mit seufzender Freude legte sie abends die engen, hochgeschlossenen Gewänder ab, bis sie frei war. Dann fühlte sie sich hochatmend ruhig und schauerte wieder vor dem Fremden, Neuen, das sie fürchtete und begehrte, weil sie es ahnte.

Zu dieser Zeit, etwa um den Februar herum, erhielt sie einmal am Abend folgenden kurzen Brief des Fräuleins Münchreiter aus Riva:

„Meine liebe, liebe Leile!

Edi hat sich täglich vorgenommen, Ihnen und Hermann zu schreiben. Erst ging es ihm wunderbar, er war so froh. Seit gestern aber ist er schwer erkrankt, heute hat er das Bewußtsein verloren. Die Ärzte fürchten. Gestern hat er mich noch gebeten, Ihnen zu schreiben, Sie vielmals zu grüßen. Es heißt, er hat Gehirnlähmung. Ich will es noch nicht glauben. Ihre alte Freundin

Münchreiter."

Es traf Leile furchtbar. Wie eine Strafe,

die an ihr vollzogen, war dieser Brief. Sie fühlte eine dunkle Schuld, die sie, ihrem leichten, unbeschwerten Wesen folgend, auf sich geladen, als sie Edi geküßt und dann ebenso leicht verlassen hatte, als sie ihn an sich geschlossen.

„Ich habe eine Pflicht auf mich genommen, als ich ihn küßte. Ich mußte es wissen, daß ihm dies mehr und anderes bedeute als mir; kein Kinderspiel, sondern das Aufglühen eines neuen Feuers. Mit den Flammen habe ich gespielt. Und ich habe damals solche Sehnsucht nach Küssen gehabt. Nach den seinen? Ich weiß es nicht, aber mich anzuschmiegen, zu küssen und nicht allein zu sein. Daß man doch nicht lieben kann, ohne Geliebten! Was war er mir? Ein Freund? Er hat so hübsches, blondes, gescheiteltes Haar gehabt und so gute blaue Augen, und er war so unerfahren. Ich hab' ihn das Küssen lehren müssen und wußte es doch selbst nicht recht. Schlecht war alles und doch nichts Schlechtes, was ich wollte. Aber da es geschehen ist und da anderes geschehen ist, ist es wie eine Sünde geworden. Ich habe mich befleckt. Ich bin nicht rein . . . O, und wann wird die unselige Sehnsucht verlöschen. Warum kann und will ich nicht allein sein, warum muß ich lieben, warum bin ich geboren, um nie mir selbst zu genügen? Sollte es denn wahr sein, daß wir nicht leben können, ohne zu lieben. Das hieße, niemals ganz sein, niemals sich selbst Erfüllung

und Glück bedeuten, immer es in anderen suchen. Und ich fühl' es, wie ich mich selbst verderbe.

„Hab' ich den Edi geliebt? ... Nein, bloß die Liebe, die Liebe habe ich geliebt, weil ich allein war, und weil meine Arme ein Haupt begehrt haben, es zu umschließen, weil meine Lippen sich zu was anderem gut dünkten, als zu sprechen und zu essen. Was hab' ich von ihm wollen? Ihn? Ihn? Nein, weil er so sanft, so still, so bescheiden war, habe ich ihn geliebt, weil ich dachte, er könne nie rauh und roh werden. Die Ruhe, die Blässe, die Stille, den Frieden ...

„Ich bin jetzt anders als ich war, ich habe mich selbst verloren, aber ich habe mich nicht wiedergefunden, das werde ich wohl nie. Ich bin ja ganz steuerlos, ganz ohne Maß, ich habe gar kein Ziel. Gar kein Land liegt vor mir, alles ist eine Laune. Ja, aber ich bin wieder garnicht launenhaft, denn dann wüßte ich von meinem Willen. Aber ich gehorche Trieben, von denen ich nichts und nichts weiß ... Wie wenn einem kalt ist und man sich einhüllt, .. oder wenn es glüht, die Decke abwirft. Mir ist es oft, als hätte ich mich entblößt. Als sei ich schamlos und schlecht. Und doch bin ich es wohl nicht.

„Jetzt aber liebe ich Hermann. So hab' ich doch gewußt, warum ich den Edi im Stich ließ. Aber ich fürchte, ich wußte es doch nicht. Lieb' ich denn den Hermann oder nur seine andern

Küsse? Er macht mich ganz trunken. Ich bin müde und doch rasend. Es ist wie ein schnelles Laufen. Aber ich schäme mich ... Denn ich thue nicht, was ich will. Alle Gedanken gehen von mir, nur Glut oder Frost ist da ... In seinen Umarmungen ist mir wohl. Alle Glieder strecken sich nach der Liebe wie nach der Sonne. Nach Hermann. Und doch — vielleicht liebe ich nicht ihn, sondern bloß die Liebe wie eine Sonne, unter der man wächst und blüht. Was ist Hermann? Ich küsse ihn eben bloß anders als Edi ... Aber ich küsse ihn um der Küsse, nicht um seiner selbst willen. Aber ich möchte doch nicht jeden küssen ... Aber sein Gesicht ist schön, es hat einen männlichen Ausdruck, aber erschreckt mich oft, weil er so wild ist. Es ist nichts Feines, Stilles in ihm. Das war Edi ... o, ich begehre, ich weiß nicht was, ich will lieben, ich weiß nicht wie ... Und in einem finde ich nie alles ... ich habe den Edi geküßt, dann kamen andere Jahreszeiten über mich, der blasse März verging, und ich küsse den Hermann ... Aber ob ich einen andern überhaupt lieben kann, selbst aufhören, weil ich er geworden bin, weil ich aufgegangen bin, verhaucht wie ein Rauch in der Luft ... Das wäre Liebe! Aber ich bin wohl schamlos und pflichtvergessen, daß ich damals den Edi geküßt hab', heute den Hermann. Den Edi hab' ich ja verlassen, betrogen. Und er war so gut. So bin ich von

ihm weggegangen, wie man von einem Laden weggeht, wo man etwas nicht bekommt, es wo anders zu suchen. Es ist, als ob ich herum ginge, wo bekomme ich die schönste Liebe, dauerbar und schön gefärbt, hübsch bunt möchte ich sie haben, und sie soll nie aus der Mode kommen, immer gut zu Gesichte stehen, im Winter warm, im Frühling zart wie ein Schleier und nicht verblassen oder zerreißen oder sonstwie abgetragen und schäbig werden. Aber ich bekomme sie nirgends. Ich trage nur das und jenes und bilde mir ein, es ist die Liebe ... Die Liebe aber ist wie die Wahrheit im Märchen. Hinter den sieben Bergen. Ich geh' mir die Füße wund, ich beschmutze mir meine müden Füße, ich verliere meine Seele, ich gebe sie für das bunte Tüchlein Liebe her, das ich mir nehme, weil es mir gerade zu Gesicht steht, und mein Körper friert oder erstickt vor Hitze.

„Der arme Edi, jetzt muß er sterben. Gerade jetzt ... wo er so viel gehofft, noch alles erwartet. Und gerade nach meiner Untreue ... Das war das erste, was er sterben sah, darüber war er wohl sehr traurig und ging selber weg ... Vielleicht ist es gut. Vielleicht hätte jeder Tag seine Sehnsucht gehöhnt, beschmutzt, vielleicht wäre ihm jeden Tag etwas weggestorben. Jetzt soll ich mich wohl darüber trösten, daß ich ihn betrogen habe. Und ich bin doch nicht gar so verworfen oder schlecht, aber jeder Wunsch, jeder

Mensch, jedes Ding hätte ihn heuchlerisch an sich gelockt, von ihm genommen, was es gerade an ihm begehrte, ihn geküßt wie ich und ihn verraten wie ich.

„Aber wenn er seine Hoffnungen und Wünsche hätte sterben sehen müssen, das wäre häßlich und arg gewesen. Der Arme, Arme muß sterben, gar so früh sterben . . .“

Sie weinte leise in ihre Kissen.

„Aber dem Hermann will ich treu und gut bleiben. Das ist meine Pflicht. Er hat mich so lieb.“ Sie fühlte sich eng umschlossen von seinen Armen und wild geküßt, sie preßte ihre weiße, strahlende, nackte Brust an ihn . . . Sie schlief ein . . . Sie träumte, sie wolle immer den Schlag seines Herzens schlagen hören . . . Aber sie hörte ihn nie. Sie horchte . . . Sie neigte ihr Ohr über seine Brust, sie hörte es nicht . . . Endlich! Endlich! Nun hörte sie einen unruhigen, wilden Schlag . . . Schon freute sie sich, daß sie sein lautes Herz vernehme . . . Da spürte sie, daß es ihr eigenes war, das stürmisch schlug und dem keines in der Welt antwortete . . .

Unter Thränen erwachte sie . . .

* *
*

Am Tage darauf kam die Nachricht von Edis Tod. Er wurde nach Hietzing zum Begräbnis übergeführt. Mit seinem Sarg reiste

das Fräulein Münchreiter zurück. Leile dachte unablässig an ihn. Immer mußte sie sich jenen Tag vorstellen, wo sie vom Frühling miteinander gesprochen hatten, wie er ohne Dauer sei, und wie der Atem ihn nicht erschöpfen könne, ihn nicht austrinken, und das Auge nicht und die Sinne nicht. Und wie sie ihn geküßt. Das war poetisch, dachte sie und fühlte ein bitteres Lächeln ... Sie hatte zum Leichenbegängnis einen Kranz bestellt und ein schwarzes Kleid. Sie wollte wenigstens um den Edi trauern, als um den verlorenen März, als um eine Zeit des Frühlings, die sie nicht ausgetrunken, deren sanften Atem sie nicht erschöpft, weil allzufrüh die spätern Blumen gekommen waren. Man brachte ihr einen Kranz, aus dunkeln Lorbeerblättern und weißen Tubarosen und weißen Narzissen stillen Duftes ... Man sammelte sich unten im Trauerhaus ... Dort stand schon der Sarg mit blauem Sammet gedeckt und darin weiße Sterne eingestickt. Blau und weiß ist ja die Farbe für die Kinder und Unvermählten. Die Träger standen schon herum, brennende Windlichter in den Händen. Dann war das Fräulein Münchreiter da und die paar andern Anverwandten des Edi, ganz schwarz, die Frauen in dichten Schleiern und sehr gebeugt. Auf der einen Seite des Zimmers standen die Männer, auf der andern die Frauen ... Es war ganz still ... Man hörte nur hier und da das leise

Schluchzen einer Weinenden, oder den Schritt eines Neuankommenden. Aber es war doch wie ein stilles Murmeln im Zimmer, es war, als ob alle die üblichen Totengedanken hinüber und herüber flatterten und einer dem andern zuflüstere, ob er auch wirklich ihm ähnlich sehe und sein Bruder sei. Es waren die gewöhnlichen Gedanken bei einem Leichenbegängnis.

Wenn sich so viele Menschen bei einem Sarg zusammenfinden, vereinigt sie der Tote zu einer eigentlich gedankenlosen Masse. Der Tod einigt Lebende, die sonst so mannigfach sind, wie das Leben selbst. Hier werden sie ihrer Selbstsucht eigentlich entledigt, und die gleiche Pflicht der Trauer läßt sie sich vergessen und bloß des gleichmachenden Todes denken, der einen von ihnen wegnahm. So tragen auch ihre Gedanken eine schwarze, verwandte Tracht. Aber wie hinter den Kleidern die Gestalten verschieden sind, so treten hinter der Mode der Trauerstimmung die eigensten Gedanken hervor ... Es sind eben Lebende ... Und verschieden auf das Leben gedacht. Sie können sich vom Irdischen nicht lösen. Vielleicht ist jeder so aufrichtig, einen Augenblick des reinen Schmerzes zu empfinden, aber er kann ihn nicht festhalten, nicht einmal vor der Bahre, gleich tönt anderes mit, und die Gedanken verweben sich und schlingen Faden um Faden ... weitab von dem Tod, von dem sie ausgegangen. So leiten sie vom Sterben

hinüber zum Leben und zu dessen kleinsten Sorgen. Einer sieht den andern. Schon denkt er an das Gesicht des andern, an dessen Dasein, an dessen Beruf und Charakter, an sein eigenes Wesen, an sein Kleid, und ob er gut aussieht, oder seine Sorgen fallen ihm ein, ist er glücklich, so überströmen freudige Gedanken die Trauer, ist er bekümmert, so verwechselt er das fremde Leid bald mit dem eigenen.

Die Frauen nahmen auf den bereitstehenden Stühlen Platz. Leile saß vom Fräulein Mündreiter entfernt, sie sah sie ganz tiefgebeugt und trostlos sitzen. Ihr war alles weggenommen ... Leile fühlte: Edi! Edi! ... Und so oft sie den Namen fühlte, kam die wahre und aufrichtige Trauer warm über sie ... Der große Schmerz, der glücklich macht ... Sie bebte ... Sie spürte Thränen. Dann war sie glücklich, so innig zu weinen, sie freute sich, daß sie den großen Schmerz empfinde. Sie fühlte immerfort: Edi! Edi! wie eine Nachtigall schluchzend auf einem Ton trillert ... Aber gleich war sie wieder eitel und bewußt, sich ihrer Thränen, ja ihres Leides zu freuen. Es befreite sie nicht von sich selbst, und dies allein konnte doch die wahre Trauer sein, aber dann müßte man wohl fast selber sterben ... Sie sah auf den Sarg ... Sie hatte ihren Kranz zu andern Kränzen gelegt. Bald bedeckte ein schöner Hügel von stark duftenden Blumen den blauen Sammet. Der Rauch der Wachslichter,

der starke Odem des Weihrauches, den ein Ministrant von Zeit zu Zeit in einer Schale schwang und streute, und der Geruch der Blumen schwelten wie ein starker, dicker, zäher Strom zusammen, und die Luft schien bläulich ... ob das Fräulein meinen Kranz bemerkt hat, ob sie mich sieht, dachte Leile; unbewußt trat sie ein wenig vor, um gesehen zu werden, dann ärgerte sie sich wieder, solches denken zu können .. Dann suchte sie ihr Taschentuch ... Ihr war heiß im Zimmer ... Und immer wieder zwang sie sich, Edi! zu denken, um dem Schmerz treu zu bleiben, wenigstens in dieser Stunde.

Die Minuten verrannen langsam und schwer und zäh. Fast hielt schon das Schweigen nicht mehr an. Man hörte ein Scharren der Füße ... Als sei das Leben selbst ungeduldig, so lang bei Tod und Todesgedanken zu verweilen. Man wartete auf den Priester ...

„Daß der aber so lange warten läßt, was er nur treibt.“

Dann betrachtete Leile die Trauergäste ... In den Gesichtern lag ordentlich der Ausdruck der Einförmigkeit, etwas gezwungen Starres, wie ein Scheintod, zu dem sich alle zwangen, die am liebsten laut geredet hätten ...

„Warum läßt man nicht jeden laut seine eigene Qual und Sorge klagen, dann wäre ein aufrichtiger Schmerz bei Begräbnissen,“ dachte Leile ...

Drüben sah sie Hermann stehen. Was der wohl dachte. Er hatte geweint. Sie sah die Spur der Thränen auf seinem Gesicht und freute sich darüber ... Fast hätte sie gelächelt. Aber er hatte nicht viel Dauer, der Schmerz, ein paar Augenblicke konnten ihn mit hundert andern Gedanken umringen. An was er jetzt sann? Sein Gesicht war ruhig, unbeweglich, wie von Stein, so stand er, schwarz gekleidet, den Cylinder in der Hand.

Wie ihm dieser Hut paßt, ich hab' ihn noch nie im Cylinder gesehen ... Woran er jetzt denkt ... Ob er mich gesehen hat. Vielleicht denkt er, wann er mich nach dem Begräbnis sieht, wann er mich küßt ... O, es ist furchtbar, furchtbar ... Das Leben ... Er hat mich seinem Freund weggeküßt. Alles ist schwank ... Wir sind verächtlich, wie das Gras, das wir treten ... Und bin ich denn ihm treu, wenn ich mit häufigen Gedanken an meiner Liebe zweifle, wenn ich nur bereue, daß ich Edi um seinetwillen aufgegeben ...

Dann wieder zwang sie ihre Gedanken zur Ruhe und dachte: Edi! Edi! wie man von Eins bis Hundert zählt, um einzuschlafen in wachen Nächten, oder wie man bloß auf den Gang der Uhr horcht, aber langsam, unerbittlich tauchen wieder die Gedanken auf und durchkreuzen einander und verwirren das Gefühl, dessen Herrschaft man sich unterjochen will.

Dann sah sie sich um. Das Zimmer war ganz ausgeräumt. Die Tische waren fort, das Klavier. Die Bilder an der Wand waren geblieben und der große, altertümliche Schrank mit dem eingelegten Holz, die alten steifen Porträts waren mit Flor behängt ... Sie dachte, wie sie wohl aussähe. Ob sie blaß von ihren Thränen, oder ob sie das Rot ihrer Wangen verriete, daß sie jung und glücklich sei und blühe, wo ein Toter da war, ein verwelkter, ein blasser, vor dem es sich nicht zieme, mit roten Wangen und Lebensgedanken zu verweilen ...

Endlich kam der Priester. Ein behäbiger, gemütlicher alter Herr mit weißem Meßgewand.

Es ging wie ein Seufzen der Erlösung durch die Reihen der Anwesenden. Nun begann er seine Gebete zu lesen. Mit gleichförmiger, gleichgiltiger Stimme las er sie ab, etwas singend. Der Ministrant antwortete. Dazwischen hörte man das Schluchzen der Frauen; langsam flossen die lateinischen Formeln mit mildem, weichlichem Ton, so ohne Schmerz, so ohne Klage, nur still-fromm und ein wenig feierlich, wegen der Fremdheit, bloß die andere, unverständliche Sprache machte das Erhabene der Totenfeier aus, als werde von den Dingen des dunkeln Jenseits in dunkeln unbekannten Worten geredet ...

Dann brach man zum Friedhof auf.

Die Bahre wurde vorangetragen. Ihr

folgten die Männer, die Frauen. Nun achtete schon niemand mehr auf das große Leid. Die frische, kalte, trockene Winterluft führte es weg; die Augen hatten wieder etwas zu sehen, da war jeder Baum am Weg, jeder Begegnende, jedes Haus, an dem der Zug vorüberging, jeder Schritt selbst das Leben, das ruhige, bleibende Leben, das den Tod und den Toten vergessen machte.

Am Friedhof wurde nach kurzem Gebet der Sarg versenkt ... Nur als die erste Scholle niederfiel, zuckte der Schmerz in allen auf ... Das Fräulein Münchreiter stand vor dem Grab, und jeder trat auf sie zu, schüttelte ihr die Hand und sprach sein Beileid aus. Sie stand wie eine Bettlerin vor einer Thür, Almosen zu empfangen. Und jeder nahm mit Mühe ein finsteres Antlitz an und bemühte sich um ein paar schickliche Thränen, um sich dann befreit fortzuschleichen, zu seinem Leben, das ruhig und gelassen weiter trieb, von keinem Tod aufgehalten in seinem Gang.

* * *

Leile hing sehr an den Küssen Hermanns, an seinen wilden Umarmungen, sie schmiegte sich an ihn wie an das Leben selbst, das sie nicht entbehren konnte, wonach sie sich unter großer und beständiger Angst dennoch sehnte. Und in

aller Liebe war sie doch allein, und dieses schmerzliche Gefühl brachte sie zu leisen, quälenden Zweifeln an der Liebe selbst, wie die vom Leben enttäuschten Denker an der Würdigkeit des Daseins verzweifeln. Hätte man ihr lächelnd gesagt: 'Leile, eigentlich bist du ein dummes, kleines Mäderl, das sich unverstanden fühlt', so wäre sie bekümmert gewesen, und sie kam sich undankbar gegen das Leben vor, das ihr soviel Küsse und Liebe entgegentrug und doch von ihr schmerzlich und feindselig empfunden wurde. Einige Dichter haben jenen Typus des unverstandenen Weibes geschaffen und sind fast belächelt worden, und eigentlich haben sie eine große, allgemeine, selbstverständliche Wesenheit auf einen einzelnen Fall angewendet, wo er sich gerade zeigte, und vergaßen, daß alles unverstanden ist, die Welt selbst und die Menschen, einer dem andern, Mann und Weib. Unverstanden bleibt eines dem andern, unbegreiflich wie fremde Sterne. Denn was erkennt einer an dem andern, und was liebt er? Liebt der Mann des Weibes ganzes Wesen, die ganze Welt ihrer Seele, oder vielmehr nur eine einzelne Linie ihres Selbst, eine Erfüllung seines Willens, seiner Begierde! was er an ihr sucht und zu finden hofft, seine Laune liebt er in ihr. Hier eine Art zu gehen, dort den sanften Schwung der Schulter oder der Brust, einen Zug der Lippen oder den Klang der Worte und

deren silbernen Tonfall oder ihr Lächeln, oder einen schrägen, lauernden, listigen oder verheißenden Blick, oder wie sie offen und vertrauend ihn ansieht, der ihr Feind ist. Dies oder jenes liebt er an ihr, seine Liebe ist eine Willkür und Deutung ihres Wesens, nicht dieses selbst. So ist jedes in einer unendlichen, unbegrenzten, ununterbrochenen Einsamkeit. Indes aber andere in der Hast und Not des Lebens die Wut nach den Tiefen des eigenen Selbst vergessen können, sind die meisten Frauen durch die Neigung und Art, durch die übliche Ordnung immer mit sich allein und ihre Gedanken kreisen um das eigene Ich. Sie sind in der Welt allein in einer wundervollen und drohenden Einsamkeit. Es ist, als ruhten ihre Hände im Schoß, und als schweifte ihr Blick über eine fremde Erde weithin.

So war Leile ganz und unrettbar in das eigene Wesen gebannt. Aus jedem Baum, aus jedem Ding, aus jedem Duft und jeder Farbe, aus allem und allem blickte ihr das dunkle Auge der Einsamkeit entgegen. Früh wußte sie um sich, um ihren Körper, um ihren Blick, um ihre irrenden Gedanken, um ihre Bewegungen und Ruhe. Und wie die Körper von Jünglingen sich früh in der Schönheit angestrengter Bewegungen üben, so war ihre Seele geübt in den wunderlichen Bewegungen der Betrachtung, des Sinnens. So weiß sie nur selbst um sich,

nur sie fühlt ihr ganzes Wesen, und wie sie von allem abgetrennt und fern ist, was um sie, bei ihr ist. Aber sie empfindet eine große Furcht vor dieser Einsamkeit, sie begehrt das Leben, wie sie den freien Atem will, ihr Körper will sich anschmiegen, ihr Körper will lieben, indes die Gedanken, wie dunkle Falter, weit ab in andere Gärten irren. So gehorchte ihr ganzes Wesen dem Dasein und dem Willen zum Leben, indes ihre Empfindungen von andern Wünschen bewegt und getragen waren, denen die Wirklichkeit nie eine Erfüllung gewähren konnte. Eigentlich war sie wohl nichts weiter als ein launenhaftes, flatterndes Wesen, das Märchenhaftes vom Wirklichen begehrte, vom Gewöhnlichen das Wunder. Früh war ihr die Sehnsucht um das Wesen gelegt worden. Ihre ersten Kinderjahre fielen in die Zeit, wo ihr Vater draußen an einem kleinen Bauernort von Oberösterreich Stationsvorstand war. Sie lebten dort in einem Bauernhause, unter allen alten, bäuerischen und seltsamen Sitten. Abends, wenn die Eltern schon zu Bett gegangen waren, schlich sie sich auf ihren Zehen, im bloßen Hemdlein hinunter in die Gesindestube, zu den Knechten und Mägden. Inmitten der derb gedielten Stube blakte eine trübe Öllampe. Man saß um einen viereckigen Tisch. Die Mägde spannen noch. Sie netzten noch mit befeuchtetem Finger den Faden, indes sie die Spindel

drehten; die Knechte schnitten Holz oder banden Reiser. Da horchte sie auf die grauen, fabelhaften Geschichten, die breit erzählt wurden, oder auf die derben oder schauerlichen Lieder, die gesummt wurden. Meist saß sie auf dem Schoß der alten Marie, die als Köchin dem kleinen Liebling immer ein Häuflein Rosinen und Mandeln vorbereitete, daß es in den grusligen Schauern doch einen angenehmen Trost habe. Da hörte sie gar Mannigfaches. Es wurden die alten Märchen erzählt, so ernsthaft und gläubig, wie allbekannte Wahrheiten. Jeder war schon einem Prinzen begegnet, oder einer Hexe, deren Augen wie Feuerräder waren, oder einer Fee, oder einem verzauberten Bären, jeder hatte schon aus einem alten Weidenbaum graue Jungfern steigen gesehen, die sich in den Nebelfeldern im Tanz und unter Gesängen wiegten. Dazwischen kamen die derben Abenteuer des Tages, — unter den Wundern erschienen sie selbst grauenhaft oder wie Märchen, unter ihnen die Fabeln wieder alltäglich. Ein Mord, in der Nachbarschaft begangen, wurde erzählt, oder die Liebesabenteuer eines Burschen, oder wie eine arme Magd verführt worden und schwanger, dann sich verlassen sah und in den Sumpf ging, sie mochte als trauriges Irrlicht weiterleben. Dies alles hörte Leile und sah es mit staunenden, sinnenden Augen und bereitete allem wunderbare Farben. Und sie sah das Scherzen

der Knechte mit den Mägden, wie einer die andere umfaßte, ihr einen Kuß raubte, oder die Brust suchte, oder unter dem Tisch den Füßen der Dirne begegnete. Das alles sah sie, kindlich wußte sie von allem nichts, aber später besann sie sich auf alles, jeder kleinste Zug trat vor sie und sagte ihr vieles. So war in ihrem Verstande Leben und Traum ineinander gewirkt und untrennbar, so nahm sie das eigene Dasein wie eine Märchenwirklichkeit, in der sie natürlich und doch in Träumen wandelte. So kam das große, kindische Abenteuer ihres Lebens über sie, und sie genoß es wie ein Märchen und doch voll Qual, wie einen schweren Traum, denn sie war selbst hineinverstrickt, und indes sie sonst teilnehmend, doch nicht beteiligt, zugesehen, stand sie nun inmitten und alles hatte Beziehung zu ihr, und jeder Kuß war ein Stück Schicksal. So hatte sie Freude am Abenteuer und Angst. Es war, als empfinde sie ein lebhaftes Märchen, aber als litte sie an der Not und Qual, es selber durchzuleben ... So wuchs allmählich der Frühling heran. Im März machte sie einmal an einem Sonntag mit Hermann einen großen Ausflug. Sie fuhren mit der Westbahn bis Purkersdorf, von da wollten sie zur 'Baunzen', einem kleinen Waldgasthaus.

Sie gingen den Waldweg durch das schmale Thal, das bei jeder Krümmung im Anblick wechselte. Die Sonne hatte das milde Rot des

ersten Frühlings, schon hatte sie den Mittag weit überschritten, der ganze Westen hatte ihren purpurnen Schein, über dem Scheitel war der Himmel strahlend weiß, ohne Wolke, gegen Osten von leisem, zartem Blau. Die Berge waren ganz scharf und klar, die Ruten der noch unbelaubten Stämme richteten sich starr auf und schienen bläulich überhaucht, in der Ferne in blauen, zarten Hügeln zu verschwimmen. Sie gingen durch das junge Holz. Durch einen Buchenwald. Noch war kein Stamm belaubt. Nur hier und da kamen sie an einem Kornelkirschbaum vorüber, der mit seinen zarten, gelben Blütenbüscheln ganz bedeckt war. Die Stämme aber waren ganz steif und nackt, sie schimmerten alle von der Sonne und leuchteten fast purpurn von dem jungen Saft, dessen Kreisen man zu sehen glaubte, und wie er in den Ästen in die feinen Knötchen der Blätterknospen feucht ausbrach. Sie gingen auf dem alten Laub, das grau und reich den Boden bedeckte. Hier und da erschien im Dickicht ein Stern einer frühen Blüte, Küchenschellen mit den haarigen Kelchen, oder Leberblumen oder ein gelbes Nest von Primeln.

Sie gingen feierlich. Ihre Schritte waren leicht, wunderbar getragen durch die frische und doch schon durchwärmte Luft der freien Felder und Höhen. Es war der Anbruch eines schönen Monats, sie lebten den ersten Frühling in ihrer

Liebe ... Es war ihnen heute ein Fest ... Jeder Kuß schien Neues, Verheißendes zu bedeuten ... Leile schmiegte sich in Hermanns Arm, und wenn sie hier und da stehen blieben und er sie ansah, meinte sie in seinem Blick ein tieferes Leuchten zu sehen und in sich selbst andere Ahnungen emporsteigen. Umschloß er sie dann, so fühlte sie seinen ganzen Körper dicht an ihrem ...

Nach zwei Wegstunden etwa waren sie dort. Man konnte schon im Freien sitzen. So bestellten sie ihr Essen und schauten über den waldigen Kessel, in dem das Gasthaus lag, über die dunkeln, starren Höhen in der Nähe und bis zu den fernen, blauen Hügeln weithin, und über die Wiese, die aufzugrünen begann. Es waren schon einige Leute draußen. Ein paar junge Mädchen schon in lichten Frühjahrskleidern und Hüten und junge Männer in schwarzem Sonntagsanzug, ein paar behäbige rauchende Bürger und ein paar feierlich ungeschickt angezogene Mütter mit kleinen, vor Wonne kreischenden Kindern, die sich herumbalgten und tollten.

Im Gartensalon spielte ein Klavierspieler zum Tanz auf, und man sah einige Paare sich schwingen, hier und da ging eines der Mädchen hinein auf einen Walzer, ein anderes kam mit hochgeröteten Wangen und heftig atmend, glückstrahlend am Arm ihres Tänzers, oder allein heraus.

„Leile, magst du auch tanzen?"

Erst verneinte sie, sie traute sich doch nicht recht ... Dann sah sie eifriger hin.

So war es schon über sechs Uhr geworden. Die Sonne stand schon hart an den westlichen Bergen, und der Himmel dunkelte schon mit stärkerem Blau, ja die freie Mondsichel, die früher ganz blaß oben gestanden hatte, wandelte schon heller. Endlich führte Hermann Leile in das Gartenhaus. Sie legte die Jacke ab. Sie trug eine helle Sommerblouse aus gelber Seide, am Hals offen mit einem Spitzenkragen, sie legte auch den Hut ab. Langsam schmiegte sie sich in Hermanns Arm. Der Klavierspieler begann die 'Donauwellen', diesen sonderbaren, traurigen und wollüstig müden Walzer, der dennoch einer wehmütigen, wiegenden Lebenslust voll ist, die sich in den letzten abendlichen Tänzen wiegt, ehe die Sonne stirbt, den Becher der Freude mit traurigem Lächeln bis auf den letzten Tropfen schlürft, so lang noch der Wein glüht, die Freude liebt, so lang sie noch brennt. Und alles unter einem sanften, wiegenden, gewellten, hinströmenden Fluß der Töne, wie Stromwogen im Silberschein der bleichen Mondnächte. Es ist etwas unendlich reizendes in diesem Walzer ...

Leile begann erst ganz langsam sich zu wiegen, sie setzte erst wie prüfend ihre Füße, als trete sie auf sprödes Eis, Hermann umfaßte

sie erst lose, dann schlang er allmählich seinen Arm fester um sie, die andere Hand, die ihre rechte hielt, streckte er weit aus, nach altväterischer Art, um so recht sich zu wiegen. So machten sie erst eine langsame, feierliche Runde, dann wuchsen sie vertrauter zusammen, ihre Blicke, die erst einander nicht begegnet, tauchten nun tief ineinander, und ernst, ohne Lächeln, fast schmerzlich süß hingen sie einer im Arm des andern, ein Körper an dem des andern, und Gedanke an Gedanke ... Allmählich wurde ihnen warm und fröhlich, zugleich nahm das Tempo des Klavierspielers zu, so tanzten sie, Aug' unabläßig in Aug', eng umschlossen. So schwebten sie. Sie wurden eins ... Sie spürten die Glut in ihren Wangen emporsteigen, das Feuer in ihre Augen, wie ein starker Wein war ihnen der Klang. So schienen sie zu eins zusammenzustreben im Tanz und zugleich von der Erde weg in schwebenden Gebärden, als wüchsen ihnen Flügel. So atmete ihr Körper heiß und doch frei, so schwoll die Sehnsucht mit diesen wogenden Klängen und wuchs, indes sie aneinander hingen und eins waren, der Tanz schien alles zu erfüllen und alles zu erwecken. Mehrmals wollte der Klavierspieler schließen, aber sie tanzten immer weiter, so daß er immer wieder von vorn begann. Leiles Kopf hing nun lächelnd an Hermanns Schulter, ein wenig zurückgebogen, die Locken zitterten im Tanz um

ihre Schläfen, und ihre Wangen waren rosig, die Lippen leise geöffnet, die weißen Zähne leuchteten hervor. So lag sie wehrlos und hingegeben in den Armen Hermanns.

Ihr war es, als schwebe sie licht und hüllenlos, von aller Erdengestalt befreit und dennoch voll Lust des Körpers aufwärts, aufwärts ...

Endlich glitten sie atemlos von einander ... Alle andern Paare waren schon fortgegangen. Auch sie brachen auf ... Ihnen war schwül. Leile zog ihre Jacke gar nicht mehr an. So kamen sie den Weg zurück, der nun im hellen Schein des Mondes und der Sterne lag, mit schwarzblau schimmernden Höhen.

Noch schienen ihre Füße zu schweben, noch lag ihnen der Tanz in allen Gliedern ...

Nun umfaßte sie Hermann wie beim Tanz, er umschloß sie, als wolle sein ganzer Körper den ihren umhüllen ... Seine Hände umfaßten ihren Leib, dann strichen sie mit dunkler, willenloser Gebärde den ganzen, schlanken Körper entlang ... Dann streichelten sie das glühende Gesicht, dessen dunkle Augen brannten. Und seine Lippen küßten ihr Haar, irrten über ihre Stirne, über ihre Augen, über ihre zuckenden Lippen, über ihren Hals ... Ihren Nacken, der ein wenig frei war, küßte er mit rasenden Küssen, und seine Hände umschlossen sie fest, und liebkosend suchten sie den Hals ... Da

schrak Leile wie unter einem Blitz. Ein wildes Schluchzen brach und bebte durch ihren ganzen Körper, sie war ganz durchschüttelt und gepeitscht von diesem Schmerz.

Und Hermann selbst weinte jauchzend und küßte sie. Sie ging still und wortlos, gesenkten Hauptes weiter neben ihm. Erst als sie schon fast in Purkersdorf angelangt waren, blieb Hermann stehen, und als er bittend die Arme ausbreitete, ließ sich Leile küssen. Um ihren Mund schwebte ein irres, schmerzliches Lächeln, und die Augen brannten unter feuchtem Schimmer.

Aber sie sprach kein Wort mehr an diesem Abend, und von verhaltenen Thränen bebten ihre Augenlider und Lippen, wie im Schmerz um ein Gestorbenes.

* * *

Leile fühlte sich von jenem Tage Hermann entfremdet und doch mehr an ihn gezwungen als je vorher. Es war ihr, als habe er ihr ganzes Wesen gespürt, an das Innerste ihrer Seele gegriffen, so hatte sie bisher neben ihm her gelebt und ein ganzes Reich für sich gepflegt und verschlossen, nun flammte seine Begierde hinein und drohte ihr. Ja, sie selbst war sich fremd gewesen, nun leuchtete ein grelles, brennendes Licht in alles. Nichts konnte in blassen, leisen Träumen bleiben, nichts konnte sich verhüllen

und verbergen. Es gab nichts, wofür nicht die gemeinen Worte in ihre Ohren und in ihren Verstand träufelten, wie Gift. Und wieder konnte sie sich von ihm nicht lösen, aus Scham, weil er um sie wüßte. Nun erkannte sie ihre Begierde, die sie an ihn trieb, wo sie zugleich voll Angst und Entsetzen darüber war, daß dieses neue, furchtbare Leben der Körper begann und in ihnen beiden wild aufstrebte. Sie sah keine Rettung vor sich selbst. Sie mochte entfliehen, aber ihre Füße wollten sie nicht tragen, ihre Scham, ihre Angst riefen ihr: geh, geh! aber ihr Wille folgte nicht. Ihre Lippen konnten die Küsse nicht entbehren, ihr ganzes Wesen sehnte sich nach diesen drohenden Umarmungen, die es fürchtete und wollte. Nun wußte sie, was ihr immer feindlich, fremd an Hermann gewesen, ja, dies hatte sie verachtet, diese Lippen, die im Kuß sich so fest an ihre saugten, diesen seinen Verstand, der nicht ihre Gedanken sammelte und emporführte, sondern betäubte; er sprach zu ihrem jungen, begehrenden Körper, ihre Seele ging ihn freilich nichts an. So fühlte sie sich verderbt, wie von einem Übel befallen, dem sie nicht entrinnen konnte, und die reinen, geistigen Kräfte waren ihr entfremdet und alle nur den dunkeln Trieben untergeordnet. Sie sah sich bis auf den Grund. Es war wie ein gefrorener See. Man sieht die klare Fläche und darunter breiten sich dunkle, verwirrte Geflechte von Algen und

schlammigem Tang aus und trüben das feste Blau des Eises ... So wuchs das Drohende in ihr empor. Aber sie hatte keine Kraft zu Zorn und Widerstand, keine Stärke zur Wut, keine Energie, sich loszureißen, denn alles war doch ein süßer, lieblicher, bebender Taumel, alles doch ein schmeichlerischer Reiz. Sie zürnte jedem Glied ihres Körpers, und doch liebte sie es, sie spürte die Wallung ihrer zarten Brust und deren rosig aufblühende Knospen in den Gedanken der Liebe, und wieder hätte sie den trauernden Frauen gleich ihren Busen mit wilden Schlägen schlagen mögen, als sei er schuld an dem heraufdunkelnden Verderben, das ihr die Welt und die eigene Klarheit trübte.

Und nun liebte sie Hermann garnicht mehr. Wenigstens oft schien es ihr so. Denn sie kannte ihn zu gut. Er war nicht mehr über ihr, nein, sie konnte ruhig auf ihn hinabsehen ... Aber sie konnte von ihm nicht mehr lassen. Er war mit ihrem Wesen verbunden, es war wie eine allzu stolze Scham, wer um ihren Körper auch nur in einem Augenblick gewußt, durfte nicht von ihr, als könne er sie verraten. Seine Kühnheit war sein Recht geworden. Und sie fürchtete sich nun vor der Liebe ... Sie wollte nicht mehr lieben, denn sollte sie noch einmal dies erleben — — So bebte ihre Mädchenhaftigkeit und kämpfte. Oft sagte sie sich: ich liebe ihn ja nicht mehr, warum sage

ich es ihm nicht, warum schreibe ich es ihm nicht, warum verlasse ich ihn nicht. Davor graute ihr aber. Ihr graute davor, allein zu sein ... Ihr Körper ohne Umarmungen, ihre Lippen ohne Küsse, niemand, der zu ihr sprach, niemand, an den sie sich schmiegen konnte. Sie hätte dies oft Hermann sagen mögen, dann schien er ihr aber wieder so unschuldig, wie er lächelnd, freudig neben ihr herging, liebend und im festen Glauben an ihre Liebe. Was hatte er ihr denn gar gethan. Er hatte sie begehrt. Ja, wozu war sie denn da? Wozu bestimmt? Bloß um in ihren Träumen zu fabeln? Er war ihr Feind. Jetzt sah sie die sonderbare Geschichte dieses Jahres, wie alles ein Kampf war. Sie hatte lächelnd widerstrebt, ganz unbewußt, langsam waren ihre Sinne aufgewacht und streckten sich empor, um ihre Seele zu bezwingen. Der Feind in ihr selbst war erweckt worden und mit Hermann verbündet. Es gab keine Rettung. Und fort von allem. Ja, fort! wenn kein Gedanke davon weg konnte, wenn sie ganz gefesselt war an dieses Dasein, an dieses Denken, dies Begehren, dies dumpfe Ahnen und Wollen!

Dann kam wieder die schlaffe Enttäuschung. Das also war das Wunderbare, dies war die Liebe, das Glück ... Nun sah sie, daß alles ein blinder Zufall ist. Daß der Zufall die Wesen aneinanderführt, entflammt, ihre Leiden-

schaften entkettet, alle ihre guten und heißen Kräfte entbindet, eins dem andern zutreibt, bis eins sich vom andern enttäuscht und traurig wegwendet. Hermann aber ging neben ihr und sah nichts, er spürte ihren Küssen nichts an, vielmehr freute er sich, daß sie, willig seine Leidenschaft ertragend, sie zu teilen schien.

Es war im Juni. Hermann wollte mit seinen Freunden eine Vergnügungsfahrt unternehmen, irgend einen lustigen Ausflug. Auch Leile freute sich darauf. Man beschloß also, am nächsten Samstag sich beim Franz Josephsland zu treffen, zu einer Kahnfahrt. Denn dies war ja in der Stadt das hübscheste und seltenste Vergnügen.

Zur festgesetzten Stunde erschien Leile mit ihrer Schwester und Hermann an der Reichsbrücke, bald fand sich auch Stephanie ein und Willi und mit ihm noch 'der Spanier,' ein junger Jurist, der nebenbei Litteratur trieb und Gedichte machte und sich auf sein spanisches Gesicht à la van Dyck etwas einbildete, weil er ein rotes Spitzbärtlein trug und mit einer gewissen langweiligen Art ein bißchen gewagte Witze machte. Willi hatte vorsorglich für Bier und Wein gesorgt. Sonst hatte jedes etwas zum Essen mitgebracht, man wollte gegen Abend landen und ein Picknick veranstalten. Der Spanier war der einzige Fremde in der Gesellschaft, darum hatte er zum Essen nichts

mitbringen müssen, er hatte nur eine große Düte Bonbons und drei wunderschöne Rosen, eine weiße, eine gelbe, eine rote. Leile bekam die purpurne, die blonde Stephanie die gelbe und Marianne, oder wie alle sie riefen, 'Mizi' die weiße. Der Spanier wurde Mizi zugeteilt, indes sich Willi um Stephanie, Hermann um Leile bemühte. Alles war in Frühlingskleidern, die Mädchen trugen leichte, helle Blousen, Leile eine aus rosa Seide mit einer vielgefältelten Krause um den Hals, Mizi eine lichte, weiße mit drei Falten — diese strahlende Seide stand gut zum nachtdunkeln Haar, — und Stephanie trug eine rote. Der Spanier war besonders elegant; englisches Ruderhemd, kurze Hosen, Ledergamaschen, eine blaue, gestrickte Matrosenmütze. Hermann war in seinem gewöhnlichen, netten, aber unfeinen Anzug, Willi trug seinen braunen und sah sehr traurig aus. Stephanie kümmerte sich wenig um ihn.

Das Boot stand schon bereit. Die zwei, der Spanier und Willi, sollten rudern, Hermann, der sich wegen seiner Stimme nicht anstrengen durfte, steuern. Stephanie saß am Spitz, die beiden Schwestern auf der Mittelbank. Unter heiterm Lachen stieß man das Boot ab. Sie fuhren durch das Uferdickicht, eine Weile ging es mühsam durchs Weidengebüsch, bis sie endlich im freien Arm der Donau waren. Der Himmel strahlte. Weithin sah man das Kahlengebirge,

von der Stadt nur ein paar nahe Züge. Drüber das Grau der dumpfen Atmosphäre, über den Scheiteln aber die heiterste Luft. Das Wasser selbst flirrte in der Sonne, es warf und löste sich in schimmernden Kreisen, es war von weitem rosig anzusehen, um das Boot spielte es grün, ganz weit glänzte es wie Silber, und trotzdem alle wußten, daß sie in einem toten Arm fuhren, hatten sie doch den Eindruck der Erhabenheit, wie von einem See, so ruhig war es und weit. Die Ufer waren dicht umbuscht. Möven hoben sich aus den Ufersäumen. Sie flogen hoch hinauf, dann streiften sie wieder fast die Flut ... Das Boot ging gelassen durch das Wasser, neben den plätschernden Wellen und dem hellsten Gelächter der drei Mädchen, die einander die Wassertropfen ins Gesicht spritzten und jubelten. Hier vergaß Leile all ihren Kummer ... Jugend! ... Wo war ihr Schmerz? Und wenn Hermann sie, stolz auf ihre Schönheit, freudig anblickte, liebte sie ihn wieder, wie sonst.

Willi ruderte still. Er fühlte unendliche, schöne Gedanken aufsteigen und sich in seiner Seele zu Bildern und Gestalten formen. Er dachte an das Gymnasium und an Homer, an die schöngebordeten Schiffe des Odysseus, an die Nymphe, die ihn im Sturm errettet, an die Namen des Meeres, das weinfarbene, das purpurne, das duftschimmernde, das drohende, das

glatte ... An alle Bewegungen und Wunder dachte er und an die rudernden Griechen. An die Möwen, die über den Schiffen fliegen. Und er sah die drei Mädchen, strahlend, die blühenden Rosen an der Brust, ihr Gelächter flog auf, wie Ketten von Vögeln aus dem Gebüsch.

Mitzi, Leile, Steffi.

Er liebte Steffi. Wie ihr Haar golden in der Sonne glänzte. Sie mochte ihn nicht ... Oft haßte er sie und empfand eine grenzenlose Wut über sie, weil sie mit einer solchen rohen Dreistigkeit und ohne alle Umschweife ihm immer wiederholte: Ich mag dich nicht. Dennoch ging sie mit ihm, weil sie sich gern unterhielt; sie ließ sich ins Theater führen, oder in Gesellschaft, aber dann nahm sie ganz gelassen Abschied, und er brauchte nicht einmal zu fragen, der Blick schon sagte: ich mag dich immer nicht. Und Leile saß still, in sich versunken da. Ihre Augen blickten ins Weite und sahen doch nichts, sie sahen in sich hinein. Ihr Mund war zu tiefem Atem halb geöffnet. Ihr Haar, — sie trug den Strohhut auf ihrem Schoß, — flatterte ein bißchen im Wind ...

Und Hermann redete, und der Spanier tauschte Witze mit ihm und Steffi und Mitzi.

Leile sah zu Willi hinüber ... Er war blaß und traurig-still. Und wieder kam ihr Edi in den Sinn ... „Der ist mir weggestorben,

der war anders zu mir, den hab' aber ich nicht lieb gehabt."

Sie besann sich, wie Stephanie Willi behandelte, und ein grenzenlos trauriges Gefühl der Schuld stieg in ihr auf um den armen Edi.

Hermann aber lachte gutmütig zu ihr herüber: „Was philosophierst du denn wieder, Kleine?" ...

Endlich landete man in einer Bucht, gerade der untergehenden Sonne gegenüber unter breitschattenden Erlen.

Die Mädchen sprangen ans Land. Man band das Boot fest und brachte den ganzen Mundvorrat ans Land. Die drei Mädchen richteten nun alles her. Ein mitgebrachtes Tischtuch wurde ausgebreitet. Auf einem Teller wurde das kalte Fleisch ausgelegt, in einer runden Schachtel war eine Torte. Dann große Erdbeeren in einer Düte, dann Käse und Butter in großen Weinblättern, dann goldener Wein, den man in kleine Gläser schenkte.

„Einer muß rauchen wegen der Mücken ..." meinte Hermann.

„Ja, meinetwegen," sagte der Spanier, „aber ich habe Hunger, also werde ich beides gleichzeitig abhalten." Er zündete seine englische Holzpfeife an und aß dazwischen Schinken, Butterbrot, Wurst. „Dann werde ich mich erholen an einer Zigarre meines Vaterlandes, an einer echten Puerto-Rico ..."

„Sie kostet nämlich $3^1/_2$ Kreuzer, ...“ ergänzte Hermann.

Man aß tapfer, man wehrte den Mücken, man trank, sogar Brüderschaft, man scherzte. Die drei Mädchen lachten und zwitscherten wie lustige Vögel ... Und Hermann war wieder in derber, guter Laune. Er bemühte sich besonders um Stephanie, die ihm schön that, denn er sah stattlich aus ... Willi war ein wenig traurig, aber ruhig, bemüht, heiter zu sein mit den andern. Darum sprach Leile mit ihm ... Alle fühlten sich aber unsäglich wohl, es lag über ihnen ein goldenschimmernder Himmel, eine abendlich milde Luft, und der Glanz drang ihnen ins tiefste Wesen, und wunschlos freudig fühlten sie sich ... Sie gingen am Uferweg auf und nieder.

Einmal kam Hermann zu Leile und ging ein wenig Arm in Arm mit ihr. Als er sie küßte, fühlte sie Thränen aufsteigen, und doch war sie glücklich, sie liebte ihn wieder ...

Dann ging der Mond auf.

Plötzlich sagte Leile zu Willi: „Fahren wir noch ein bißchen allein herum.“ Und ehe die andern etwas merkten, hatten sie das Schifflein losgebunden und fuhren hinaus ... Nun war das Wasser blauschimmernd. Die Sonne war untergegangen. Nur ein glühes Rot stand mehr drüben, im Osten war schon der Mond heraufgekommen. Das Wasser lag still da,

wie Stahl schimmernd ... Es gluckste um die Ruder.

So fuhren sie langsam hin ...

Willi sah Leiles helle Gestalt am Kiel. Sie saß ihm zugewandt, von ihrem Gesicht nahm er nichts als dessen sanftes Rund wahr und das dunkle Haar, das im Winde flatterte. Und die dunkle Rose an ihrer Brust ...

Sie dachte ... 'Warum können wir beide uns nicht lieben, die beide in der Liebe verloren sind und in ihr treiben, in eine Strömung verloren, die uns fortraubt, wohin, wohin ... vielleicht wäre uns ein Friede, Ruhe, Träumen ... das Wunder ... Dann lächelte sie bitter: der denkt jetzt gewiß an Stephanie wie ich an Hermann ... Und doch sind wir so allein ... Und wozu versuchen, wozu suchen?'

Dann begann Willi leise zu sprechen, es war, als ob er zu sich allein spräche, als ob er sich selbst tröstete ...

Er redete von dem Schimmern des ruhig gleitenden Wassers, es beschwichtige und ströme gelassen, wie milde Worte über den Schmerz der Menschen, er sprach von den Ährenfeldern auf dem Land, von den blaudämmernden Bergen, von den rauschenden Wäldern, von den Schmetterlingen auf den Wiesen, von der allheilenden Natur, von den Gedichten, von der Kunst. Alles könne Trost sein, und doch sei nichts und nichts ein Trost.

„Wir selbst, Fräulein, sind unsere Feinde.

Wir wüten gegen uns selbst, und wenn wir unglücklich sind, rächen wir die Unthaten der andern an uns selbst.

„Wir sind wie Boote mit eingelegten Rudern; wohin treiben wir denn? Was ist unser Verstand und Wille? Aber, was sage ich Ihnen denn das alles, Sie wissen nichts davon, Sie schauen mich nur gut an und glauben mir, weil ich es Ihnen sage. So muß ich sentimental werden. Und warum das alles, weil die Steffi mich nicht mag und ich das dumme Ding anbete wie eine Königin. Ich kann sie erheben und vernichten, wenn ich will, aber nur in Versen. Hätt' ich nur ein Stück von ihr in meiner Faust. Aber so ... Alles ist ein dummes Gerede ... Sind Sie mir nicht böse ...“

Leile hätte ihm fast gesagt, daß sie ihn wohl verstehe. Nun beugte er sich eifrig vor und ruderte stumm wieder ans Ufer, von dem sie sich schon allzuweit entfernt hatten. Leile löste still von ihrer Brust die Rose und hielt sie ins Wasser. Es netzte kühl ihre Finger. Dann ließ sie die Rose treiben.

Sie kehrten zurück, wo schon die ganze Gesellschaft ungeduldig wartete. Man bestieg zur Rückkehr das Boot. Nun war die Nacht ganz heraufgekommen. Alle fühlten ihre schwarze Stille aufziehen und schwiegen, jeder mit seinen Gedanken allein. Nur ab und zu machte der Spanier eine kurze Bemerkung ...

Endlich bat man Hermann, er solle etwas singen, es sei so schön, still und feierlich.

Er ließ sich erbitten und sang das folgende Lied; es hatte eine getragene, schwermütige Melodie, absichtlich einförmig und gleichen Atems, aber von ratloser Leidenschaft und tiefstem Schmerz, der zugleich die tiefste Lust ist. Sei es, daß er ein wenig erregt war, oder daß die Nacht der Stimmung des Liedes nachhalf, er brachte dessen wollüstiges Leid heraus. Es lautete so:

„Hörst du, die Nacht ist mit uns her,
Laß still uns durch die Wiesen gehn,
Ich spür', mein Herz schlägt stark und schwer,
Die Bäume rauschen, die Nebel wehn.

Ich fühl' den Atem dieser Welt,
Der grauen Wiesen Wehmutlaut,
Und wie sie dunkle Sehnsucht hält
Mit schwarzen Augen, schweigt und schaut.

Laß still uns durch die Felder gehn,
Ich hör', dein Herz schlägt stark und bang,
Laß uns in die traurigen Nächte sehn,
Ein dunkel atmendes Leben entlang.

Wir sind uns fremd, wie der Baum dem Weg,
Und dennoch eins, wie die Wurzel dem Grund,
Wir sind uns fern, wie die Tiefe dem Steg,
Und dennoch sehnt sich Mund zu Mund.

Und laß mir schweigend deine Hand,
In diesen Nächten ist die Ruh,
Der dunkle Himmel ist vermählt dem Land,
Wir zwei sind eins, und ich bin du . . .“

Als das Lied verhallt war, landeten sie. Und flüsternd gingen sie gegen die Stadt zu, von dem Glück des Frühlingstages voll, von einem Glück, das dunkelte und schwer wurde, wie die Nacht, und von so tiefem Atem, daß es schon Schmerz war und eine verhaltene Angst...

* * *

Leile ging allein an einem Oktobertag durch den Garten von Schönbrunn. Wie schön war doch der Herbst. Es war an einem Vormittag. Der Park war ganz ausgestorben.

Die Bäume waren noch belaubt, aber nicht mehr reich und schwer, sondern zart, so daß man schon das Gewirr der Äste wahrnahm. Der Himmel war einförmig grau, aber die Welt farbig, wie unter der glühenderen Sonne. Die Bäume, die Blüten, die Wege, alles schien zu blühen. Es war, als wollte sich die spröde Natur in ihren letzten Tagen ganz den Blicken wegschenken, und jedes Auge sollte noch einmal ihre untergehenden Wunder trinken. Sie stirbt. Jeder Baum muß den Schmerz des Vergehens frostig in seinen Gliedern spüren, die kühlen Winde und die wärmelosen Tage und das Fallen seines Laubes, das Sterben seiner Blätter, ihr welkes Hinsinken. Aber er weiß nicht, daß er nun seine letzte, vollste Schönheit erreicht hat, seines Wesens höchsten Stand. Es ist, als wüßte Feld und Weg nicht, wie erhaben sein Sterben ist, es

wünschte sonst das ganze Spiel der Jahreszeiten nicht, nur diesen einen Tod, dieses rasend-trunkene Vergehen. Mit Rosen auf den Wangen und mit leidenschaftlichen Gluten stirbt Baum und Kraut. Die Stille ist groß, und die Blätter rascheln und summen auf der Erde, wie flüsternde Ehrfurcht. Die welken Blätter spielen auf dem Kies. Gelbe Blätter, glatte, hellfeurig glühende Blätter, oder rostbraune, oder verdorrte, ganz tote, graue oder lustige, die nicht still liegen können, sondern beben, tanzen müssen, wie in wirbelnder Freude des Sterbens ... Es geht gar kein Wind, und doch fallen immer neue von den Bäumen. Ganz langsam flackern sie zu Boden, von selbst sich abstreifend von ihrem Ast, wie ein schwindender Tag sich abschüttelt von der Reihe, wie eine Frucht abfällt. Sie fallen wie Flocken. Ganz leise, lustig oder wie Schmetterlinge, so bunt, so still, aber sie sinken bald zur Erde, bis sie irgend ein Windstoß wieder aufhebt und wirbelt. Sie landen dann irgendwo in einem Winkel. Aber selbst in ihrem Vergehen und Vermodern ist Duft. Duft, Schönheit ... Ein leiser, tiefer Geruch der reichen, verströmenden, ausgegossenen, verschwendeten Säfte liegt schwer und regungslos da. So üppig ist der laute Geruch der Rosen nicht, wie dieser stille, leise, ein wenig schmerzliche Duft des Welkens im September, Oktober. Alles haucht ihn aus, wie glühende Grüße an das zu verlassende Leben.

Von überallher bebt er, wie ein schönes, ruhiges Lächeln. Wer stirbt so schön? Es ist, als wollte Baum und Strauch die große Lehre sagen, vom unbekümmerten Leben, das sich gehorchen soll, sein Gewebe ruhig auswirken und enden lassen, wie es bestimmt ist, und dann still hingehen und noch einen letzten Duft verschwenden und verhauchen.

Die Bäume sind schön, wie nur im ersten Frühling, nun sind sie freigebig und unverschlossen. Im Frühling scheinen sie bloß auf sich bedacht, etwas starr Verschlossenes, Herbes, Eckiges haben sie, bei allem Reichtum; sie hegen jedes Blatt, sind neidisch auf jede Knospe, jeden Tropfen Saft und Mark nützen sie aus zu neuem Stengelgrün und Blattgewirr, jetzt aber sind sie weise geworden und geizen nicht mit sich. Ihre Kraft ist unverloren, mögen also die Blätter hingehen, möge sich die starre, dunkle Nacktheit ihrer Äste zeigen, möge alles hinschwinden, noch stehen sie stark. Darum sterben die Blätter so höchst wundervoll. Es ist, als würde jedes eine Blüte. Da steht ein Strauch. Man kennt seinen Namen nicht. Früher war sein Aussehen wie das jedes andern grünen Strauchwuchses. Jetzt ist sein Laub erhaben geworden, jedes Blatt purpurn, er trägt Rosen, aber keine vollen, schweren, trächtigen, sondern schwanke, hauchzarte, die im Winde bebend schaukeln und glühen, wie aus Scham vor ihrer eigenen, späten Schönheit, und als fürchteten sie ihre Kühnheit, so hervorzuscheinen.

Oder da ist ein Tulpenbaum, mit den großen, breitgerundeten Blättern, der leuchtet wie gelbes Feuer. Er blüht aus. Und die Buchen werden rostbraun, wie Kastanien, die Kastanien dunkelgelb wie Ocker. Und alles webt und rauscht, die Natur ist trauerlos, stets ihrer erneuten Schönheit bewußt. Trinkt mich mit euren Blicken, fühlt mich mit euren Gefühlen, tragt mich, die Köstliche, in euren Seelen ... Und in den nun dunkleren Nischen des Astwerks stehen die unwandelbaren, bleichen Götterfiguren von Schönbrunn. Ewig bleiben ihre Bewegungen die gleichen. Ein schlanker Jüngling, der seine Geliebte stürmisch emporhebt, ein Schauspieler, der seine Maske in der Hand hält und sinnend betrachtet. Eine üppige Frau mit steinernen Blumengewinden in den Händen, oder eine Flötenspielerin mit süßem Lächeln. Ihre Gebärden alle sind unwandelbar, von Herbst und Sommer unverändert. Still stehen sie da ...

Und vorn im Gartenparterre der Blumen der Neptun. Die weißen Rosse, die sich vorwärts tummeln, hoch gebäumt gegen die Brandung zu stürzen. Vor ihnen aber ist kein wildes Meer, nur das gelassene, sanfte Rasenparterre von Schönbrunn und weit drüben die graue Stadt ...

Leile ging und ging.

Dann war ein stiller Platz. Wie ein Platanenblatt fünffingrig liefen die Alleen in ihn ein, mündend in seine Ruhe. In der Mitte lag ein

Wasserbecken, ganz bedeckt und überwebt von welkem Laub, durch welches das Wasser schwarz hervorstarrte, in der Mitte war eine Brunnenfigur, grau und doch wie heiter! Eine Najade, der üppige Leib lendenabwärts in einen Fischschwanz schließend, die volle Brust, das lächelnde Haupt zurückgebogen, mit scherzendem Blick einen Eros streifend, der zu ihren Füßen spielt und zu ihr aufschaut.

Leise rauschen die Blätter. Immer neue fallen weich, leise, flackernd nieder und vermehren die Scharen der welken Blätter am Boden. Und der holde Geruch ihres Sterbens liegt still und lächelnd in den Lüften ...

Sieht die Leile das alles?

Sie hatte es verlernt, um sich zu sehen, sie war es müde, um sich zu schauen. Sie wußte, daß diesen Blicken, dieser Sehnsucht niemand antwortete, und daß sie allein war. Sie hatte Hermann sehr geliebt, in ihn alle Schönheit hineingetragen, und allen Wunsch danach. Sie hatte Küsse geerntet. Und dann, spät, hatte sie erkennen müssen, daß keine Sprache ihnen gemeinsam war, nicht Wunsch noch Wesen, und keine Brücke gab es zwischen ihnen als die durstigen Küsse. Ihr Körper war durstig geworden, diese Liebe zu trinken, welche ihr Verstand mit bitterem Lächeln verachtete. Und doch gab es keine Trennung davon, kein Aufhören, keinen Mut zum Ende. So blühen in ihr täglich neue,

schmerzvolle Blüten auf, Wünsche, schon müde, ehe sie geboren, Sehnsuchten, schon verzichtend, ehe sie vom Leben verraten worden. Hermann aber ist der gleiche, er liebt sie sehr und staunt über sie. Ein dumpfes, fremdes Staunen. Oft denkt sie an andere, oft hofft sie von anderen andere Liebe, aber sie ist früh verbittert. Soll sie sich denn wieder und wieder weggeben, all ihr armes Wesen weggeben und nichts gewinnen als Enttäuschung? Sie verblutet sich in ihren Wünschen und Träumen, Leile, das Kind, das nicht sondern gelernt hat das Leben der Seele von dem rohen Wirklichkeitsdasein des Körpers, nicht sondern Himmel von Erde, Tag von Nacht. Ihr eigenes Wesen ist schuld.

So blüht sie aus. Bald wird sie still sein, wird ruhig küssen, sich küssen lassen, gewähren, alles gewähren, sich nicht freuen und ganz gelassen sein und nur jenen gleichen Zug des unbewußten Schmerzes um die Lippen haben, wie ihre Mutter.

Aber sie weiß nicht, daß mancher herrlicher Wesen Dasein und Seele wie die Bäume im Herbst ist, die sterbend erst ihre reichsten Blüten tragen, jedes Blatt wird Rose, die im Vergehen und Verlöschen den süßesten Duft durch die Stille sendet.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.